

Mitropa 2020

Jahresheft des Leibniz-Instituts
für Geschichte und Kultur
des östlichen Europa (GWZO)



Leibniz-Institut für
Geschichte und Kultur
des östlichen Europa

Umschlag Metallgefäße
aus dem Fund von
Malaja Pereschtschepina,
historische Aufnahme,
1914

Das Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO) versteht seinen im Schwerpunkt bearbeiteten Forschungsgegenstand »Ostmitteleuropa« nicht als einen fest umrissenen geographischen oder politischen Raum, sondern als ein historisches Regionalkonzept: Wo Ostmitteleuropa beginnt und endet, ist eine Frage der Betrachtungsweise, der Epoche und der Perspektive. Die Beweglichkeit des Konzepts ist seine Stärke. Sie erlaubt Blickerweiterungen in alle Richtungen, die auch das ganze östliche Europa einschließen.

Beweglichkeit zeichnet auch die am GWZO betriebene Forschung aus, die es durch die Zusammenarbeit verschiedener Fächer ermöglicht, konstant Neues zu entwickeln, vertraute Paradigmen zurückzulassen. Mobil sind schließlich die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Hauses, die, wenn sie nicht in »Specks Hof«, unserem Domizil in der Leipziger Innenstadt, arbeiten, zwischen Leipzig und den Archiven im östlichen Europa und der Welt pendeln, Grabungsstätten und Museen in der Region aufsuchen, teils von dort stammen und regen Kontakt mit den Fachkolleginnen und -kollegen anderer Forschungsinstitutionen in Nah und Fern pflegen.

Auch Mitropa, das Akronym der Mitteleuropäischen Schlaf- und Speisewagen Aktiengesellschaft und nun der Name unseres Jahreshefts, signalisiert Bewegung und Vernetzung. Es steht für historischen Wandel wie für Kontinuität. 1916 in einer historischen Situation gegründet, in der auch Friedrich Naumanns geopolitische Vision von »Mitteleuropa« entstand, war die Mitropa seinerzeit ein imperiales Unternehmen. Später fuhr es für die Nationalsozialisten – und beförderte die Widerstandskämpfer der »Mitropa-Gruppe«. Es bediente SED-Funktionäre, polnische Dissidenten, tschechische Underground-Künstler und manchen Pionier des Nachwende-Kapitalismus: eine vielschichtige, ambivalente Geschichte.

Der Name *Mitropa* steht also für die Dynamik der Aufgabe, der sich das GWZO seit 1996 widmet: Die Geschichte und Kultur der Regionen zwischen Ostsee, Schwarzem Meer und Adria von der Spätantike bis zur Gegenwart immer wieder neu zu erkunden und damit fundierte Erkenntnisse zu unseren Europa-Imaginationen beizutragen.

2 Editorial

CHRISTIAN LÜBKE

Mit eigenen Augen

4 Überreste einer Utopie

Sowjetische »Sozstädte« heute

MIKHAIL ILCHENKO

Leseproben

8 Einem »Steppenschatz« auf der Spur

Funde und Fundgeschichte(n) aus
Malaja Pereschtschepina

ILIA AKHMEDOV, ORSOLYA HEINRICH-TAMÁSKA,
MARIIA MEDVEDEVA, ALEKSANDR MUSIN,
HANS-ULRICH VOSS

14 Orientteppich oder *tapis polonais*?

Teppich-Mode im frühneuzeitlichen
Polen-Litauen

ALEXANDR OSIPIAN

18 Der »Neue Mensch« spricht

Anmerkungen zum ersten sowjetischen
Tonspielfilm *Der Weg ins Leben*

CHRISTINE GÖLZ

24 Transitverkehr durch Bruderstaaten?

Verkehrspolitische Interessenskonflikte
zwischen der UdSSR, Polen und der DDR

UWE MÜLLER

30 Rebels without a cause?

Transnationale Verehrungskulte
oder Vorschläge zu einer Historisierung
der Nachkriegsgeschichte

DIETLIND HÜCHTKER

Journal

34 Weltoffenes Volkspolen?

Reminiszenzen aus dem Kalten
Kriegssommer 1976

STEFAN TROEBST

Fundstücke

39 Cinematographisch-historisches Itinerar la București

STEPHAN KRAUSE

Ad personam

42 My Globalization

STEFAN TROEBST

Wissenschaft & Öffentlichkeit

47 St. Petersburg und der russische Feminismus

DIANA LUCIA FEITSCH

51 Ausstellungskalender 2019/20

52 Robert Suckale und die Kunstgeschichte des östlichen Europa – eine Erinnerung

JIŘÍ FAJT UND MARKUS HÖRSCH

Forschung 2019

55 Ziele

56 Ansätze

58 Förderung

59 Arbeitsprogramm und Themen

60 Veranstaltungen

62 Publikationen

64 Abbildungsnachweise

Impressum

Editorial

Mitropa 2020 – das ist erneut ein bunter und informativer Strauß von Beiträgen aus dem GWZO und zugleich eine spannende Zeitreise ins östliche Europa vom frühen Mittelalter bis in die Gegenwart, die zudem auch noch das breite fachliche und internationale Spektrum unseres Teams dokumentiert. Das frühe Mittelalter ist durch den reichen Fund von Malaja Pereschtschepina repräsentiert, der Archäologie, naturwissenschaftliche Materialanalysen, Kunstgeschichte, Forschungsgeschichte und nationale Mythenbildungen der Neuzeit ebenso betrifft wie den GWZO-Schwerpunkt »Transfer« mit seinen verschiedenen Formaten an Ausstellungen, in diesem Fall zusammen mit der St. Petersburger Eremitage, wo die wertvollen Objekte aus Gold und Silber aufbewahrt werden. Hier sind die Grundlagen für ein innovatives internationales Forschungsprojekt gelegt, dessen Realisierung in den nächsten Monaten weiter vorangetrieben wird.

Die Gegenwart markieren natürlich alle Autorinnen und Autoren dieses Heftes. Doch sollen an dieser Stelle zwei hervorgehoben werden. Da ist zum einen die Anwesenheit Alexandr Osipians im Rahmen der Philipp Schwarz-Initiative der Alexander von Humboldt-Stiftung, die es dem GWZO möglich machte, ihn seit September 2017 als *fellow* zu beherbergen. Professor Osipian stammt aus der ostukrainischen Stadt Kramatorsk in der Krisenregion Donezk, und das Stipendium unterstützt seinen Aufenthalt in Deutschland als »gefährdeter Wissenschaftler«. Über das auf

zwei Jahre befristete Stipendium hinaus wurden mit ihm weitere Projektpläne geschmiedet, die im Zusammenhang mit dem GWZO-Forschungsfeld »Armenier im östlichen Europa« stehen, sodass wir uns auf eine längere Zusammenarbeit freuen können. Die andere Persönlichkeit ist der stellvertretende Direktor des GWZO, Professor Stefan Troebst, der in dieser Mitropa zweimal vertreten ist und dabei Einblicke in seine persönliche Erfahrungswelt »östliches Europa« vermittelt. Das ist nicht ganz zufällig so, denn Stefan Troebst feierte im Januar 2020 seinen 65. Geburtstag, was den unmittelbaren Anlass für so einen Rückblick bis in die 70er Jahre des vergangenen Jahrhunderts gibt.

Es gibt in diesem Mitropa-Heft leider einen weiteren Grund für den Blick zurück, wenn auch aus GWZO-Sicht nur bis in die 90er Jahre und im Zusammenhang mit einem traurigen Anlass, dem Tod von Robert Suckale im Februar 2020. Jiří Fajt und Markus Hörsch haben die »Erinnerung« an »Robert Suckale und die Kunstgeschichte des östlichen Europa« geschrieben. Sie sei an dieser Stelle ergänzt durch meine eigene Erfahrung, die auf einen im Jahr 1996 zusammen mit dem Gründungsdirektor des GWZO, Professor Winfried Eberhard, unternommenen Besuch in der Berliner Wohnung dieses für die internationale Berücksichtigung der Kunst Ostmitteleuropas wegweisenden Forschers zurückgeht. Suckales schon damals mit Überzeugung vorgebrachten Ideen zur Einbindung der Kunstgeschichte in das Forschungs-



programm des damaligen »Geisteswissenschaftlichen Zentrums Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas«, das gerade erst seine Arbeit in Leipzig aufgenommen hatte, erwiesen sich bald als prägend und sind es im Grunde bis heute auch im Rahmen der regionalen Ausweitung des GWZO auf das »östliche Europa«.

Das Jahr 2020 wird auch als das Jahr des Beginns der Corona-Pandemie und des ersten Lockdowns, der am 16. März 2020 beschlossen wurde und am 22. März in Kraft trat, in die Geschichte des Instituts eingehen. Zwar endete der erste Corona-Lockdown in Deutschland mit seinen zahlreichen Einschränkungen im öffentlichen Leben formal nach sieben Wochen, aber für das GWZO – wie natürlich für alle Forschungseinrichtungen weltweit – bedeuteten sie einen Einschnitt, dem zahlreiche Veranstaltungen zum Opfer fielen, darunter eine schon fest geplante Klausur aller Institutsbeschäftigten, die Gremiensitzungen von Beirat und Kuratorium, die Jahrestagung und die Eröffnung der gemeinsamen Forschungsplattform von GWZO und Tschechischer Akademie der Wissenschaften in Prag, die nach der feierlichen Unterzeich-

nung einer Vereinbarung von GWZO und Institut für Philosophie der Akademie (im Dezember 2019) mit Beginn des Jahres 2020 ihre Arbeit aufnahm. Nach dem ersten Schock öffnete sich immerhin mit dem Sommer 2020 ein Fenster für die Durchführung einiger Aktivitäten unter den einschränkenden Bedingungen, und zugleich zeichnet sich die Durchführung von *online meetings* und virtuellen oder hybriden Konferenzen als ein neues Format ab, das durchaus auch Vorteile offenbart.

Es besteht also Anlass, optimistisch in die Zukunft zu blicken. Mitropa 2020 mit den verschiedenen Rückblicken und mit den Andeutungen neuer Projekte, auf deren Realisierung wir uns freuen, soll Ihnen dabei ein unterhaltsamer Begleiter sein.

CHRISTIAN LÜBKE
Direktor des GWZO



4 Mit eigenen Augen

gibt in weitgehend unkommentierter Form ausgewählte Stücke des reichen visuellen Materials wieder, das im Laufe eines Jahres am GWZO zusammenkommt. Die Rubrik bietet Einblicke in die Untersuchungsregion, bevor aus ersten Beobachtungen analytische Texte werden.

Überreste einer Utopie

Sowjetische »Sozstädte« heute

MIKHAIL ILCHENKO



Abb. 1 Panorama der »Sozstadt« Uralmasch in Swerdlowsk (heute Jekaterinburg, Russland), Anfang der 1930er Jahre

Riesige, halbzerfallene Industrieareale, breite, begrünte Straßen und eine einsam dahinbummelnde Straßenbahn – so das typische Bild, macht man sich heute auf, die Räume ehemaliger »Sozialistischer Städte« zu erkunden.

»Sozialistische Städte«, oder genauer Städte vom Typus »Sozgorod«, auf Deutsch »Sozstadt«, waren die radikalsten und umfassendsten städtebaulichen Projekte, die auf dem Territorium der Sowjetunion realisiert wurden. Im Zuge der Industrialisierungspolitik hatte die Sowjetregierung Ende der 1920er Jahre beschlossen, in der Nachbarschaft neuer großer Industriekomplexe experimentelle Wohngebiete zur Verwirklichung der sozialistischen Lebensweise zu errichten, mit Gemeinschaftseinrichtungen wie Großküchen, Großwäschereien, Kinderkrippen, Klubs und Theatern. Im ganzen Land wurden neben den neuen großen Fabrik-

Abb. 2 Perspektive des 3. Bezirks der »Sozstadt« in Saporoschje (Ukraine), 1936

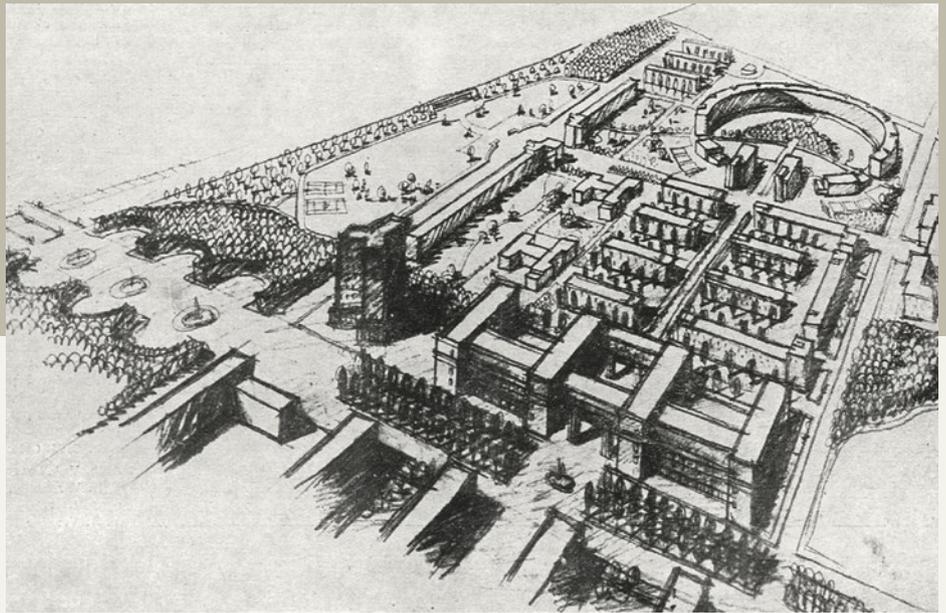
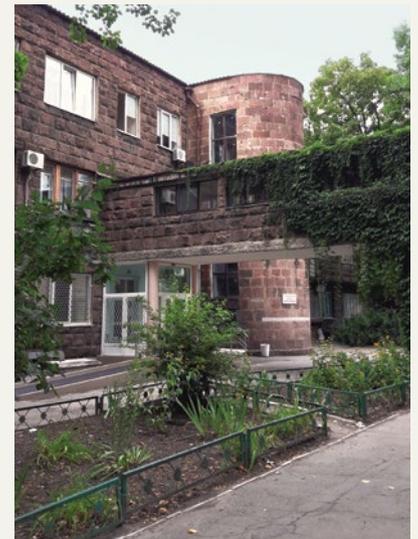


Abb. 3 (links)
Propyläen-Häuser des 3. Bezirks der »Sozstadt« in Saporoschje (Ukraine), 2017

Abb. 4 (rechts)
Polyklinik der »Sozstadt« in Saporoschje (Ukraine), heute
3. Städtisches Krankenhaus, 2017



anlagen diese neuartigen Wohnsiedlungen hochgezogen: in der Ukraine, im Wolgagebiet, im Ural, in Sibirien. **Abb. 1–4** Lage und Funktion dieser »Sozstädte« waren ungewöhnlich. Einerseits stellten sie völlig neue und eigenständige urbane Einheiten dar, die aus dem Nichts, im »leeren Raum« entstanden: in der nackten Steppe, wie das ukrainische Kramatorsk, oder mitten im Wald, wie im Ural. Andererseits waren sie alle unweit von bereits bestehenden großen Städten gelegen. Nach und nach wuchsen Neu und Alt zusammen und wurden zu mächtigen Symbolen der sowjetischen Industrialisierung. Die »Sozstadt« des Charkower Traktorenwerks wurde zu einem Teil von Neu-Charkow, die »Sozstadt« des Uralwerks für Schwermaschinenbau ein Teil von Groß-Swerdlowsk (heute Jekaterinburg), die »Sozstadt« des Automobilwerks von Gorki wurde zum Gebiet Gorki (heute Nischni Nowgorod).

»Sozstädte« stehen idealtypisch nicht nur für die sowjetische Urbanisierung, sondern auch für die Herausbildung einer neuen »sowjetischen Nation«. Sie waren in den 1930er Jahren ganz besondere Schmelztiegel, in denen Menschen der verschiedensten Ethnien, Gemeinschaftsformen, Traditionen, Lebensentwürfe und Ideen aufeinandertrafen. Um die »Sozstädte« zu errichten, reisten Männer und Frauen aus den entferntesten Winkeln des Landes an. Viele kamen vom Land



Abb. 5 Weißer Turm, »Sozstadt« Uralmasch in Jekaterinburg (Russland), 2013

und machten hier nun ihre ersten Erfahrungen mit der Stadt als Sozialgefüge. Die Errichtung neuer experimenteller Gebäude und Wohnviertel ging einher mit der Herausbildung eines neuen sowjetischen Menschen.

Es erstaunt nicht, dass die Planung und Errichtung von »Sozstädten« zum Traum einer ganzen Generation von Architekten wurde. Hier ließen sich die unerwartetsten und gewagtesten Ideen realisieren, wobei viele dieser Ideen auch das Resultat von Improvisation und einer Reihe von Zufällen waren. Die eigentlichen Bauarbeiten fanden fern vom zentralisierten und kontrollierten Städtebau statt. Die Notwendigkeit, von Bauprojekt zu Bauprojekt zu ziehen, die knappen Finanzmittel, die strengen Zeitvorgaben und die schwierigen klimatischen Bedingungen forderten von den Architekten Phantasie und kreative Lösungen jenseits der Standards. Bei der Entwicklung der »Sozstädte« kam Unterschiedlichstes zusammen: die führende Technik der Firma Ford, die Ideen von Bauhaus-Schülern, die Experimente der sowjetischen Konstruktivisten und der Innovationsgeist junger lokaler Baumeister. All das führte zu einmaligen Stadlandschaften. Die »Sozstädte« illustrieren aufs Beste, was die sowjetische Architektur jenseits der zentralen Moskauer Planungsbüros eigentlich alles vermochte. So zum Beispiel der weiße Turm in Uralmasch. Der ehemalige Wasserturm des Uraler Schwermaschinenbauwerks ist heute ein Denkmal des Konstruktivismus und eines der symbolträchtigen Architekturdenkmäler der Stadt.^{Abb. 5} Oder das Radiushaus in Nischni Nowgorod, das zum Symbol der dortigen »Sozstadt« Awtosawod geworden ist.^{Abb. 6}

Mit dem Zerfall der Sowjetunion und der Abwicklung der meisten Industriekombinate verwandelten sich die »Sozstädte« in heruntergekommene Randgebiete

Der Politikwissenschaftler **MIKHAIL ILCHENKO** war 2019 als Gastwissenschaftler am GWZO, inzwischen ist er Teil der Abteilung »Kultur und Imagination« und forscht über urbane Transformationen in Industriestädten. Sein besonderes Interesse gilt dem Wandel in der Wahrnehmung des Bauerbes der Moderne. In seinen architektursoziologischen Studien zu diesem Themenfeld nimmt er eine transnationale Perspektive ein, die verschiedene postsozialistische Staaten ebenso umfasst wie Israel, Frankreich oder Deutschland.

Abb. 6 Radiushaus, »Sozstadt« Awtosawod in Nischni Nowgorod (Russland), 2018



Abb. 7 Beatles-Festival
vor dem alten Kultur-
palast von Uralmasch,
2016



von Industriestädten. Ihr ehemaliges Ansehen gehörte bald der Vergangenheit an, ihre Symbolik war längst nicht mehr aktuell und nichts Neues zeichnete sich ab, für das sie hätten stehen können. Über die Jahre verwandelten sie sich in halbvergessene Stadtgebiete, für die sich keiner mehr interessierte.

Umso erstaunlicher ist es, dass sich in der letzten Zeit diese Situation zu verändern beginnt. In den verschiedensten Ecken des postsowjetischen Raums haben sich, wie auf Verabredung, unterschiedliche Personen und Personengruppen mit den »Sozstädten« zu beschäftigen begonnen. Fachleute der Urbanistik und Architektur sehen plötzlich in den »Sozstädten« ein Modell, wie sich der Raum ideal organisieren lässt, Kunstschaffende und Fotokünstler*innen finden hier Inspiration und Material für Kunstprojekte, Wissenschaftler*innen und Regionalexpert*innen einen neuen Zugang zur Geschichte. Festivals, Ausstellungen, Stadtfeste und öffentliche Diskussionen füllen den Raum der ehemaligen »Sozialistischen Städte« mit neuen Klängen und neuen Sinngebungen.^{Abb. 7 u. 8} Für die junge Generation eröffnen sich hier Perspektiven für neue Träume – noch unklar, ein wenig romantisch und geheimnisvoll. Die Utopie der »Sozstädte« scheint neue Bedeutungen zu erhalten und zu neuem Leben zu erwachen.

Abb. 8 meta-suprematistisches kreuz,
Graffiti auf dem zentralen
Platz von Uralmasch,
Pokras Lampas, Festival
Stenograffia, 2019



geben Arbeitsergebnisse der jüngeren Forschung am GWZO wieder. Die Beiträge gehen auf Aufsätze von Mitarbeitern oder Gästen zurück, auf Vorträge, Monographien oder Publikumstexte und stellen in lockerer Folge die vertretenen Disziplinen, Epochen, Themen und Methoden vor.

Einem »Steppenschatz« auf der Spur

Funde und Fundgeschichte(n) aus Malaja Pereschtschepina

ILIA AKHMEDOV, ORSOLYA HEINRICH-TAMÁSKA, MARIIA MEDVEDEVA,

ALEKSANDR MUSIN, HANS-ULRICH VOSS

Antike Schatzfunde faszinieren und lassen an Geschichten von abenteuerlichen Schatzsuchen, von Reichtum verheißenden Kostbarkeiten oder dunklen Verbrechen aus Habgier denken. Tatsächlich geht es weit weniger spektakulär zu und vieles spielt sich auch nach der Entdeckung im Verborgenen ab. Angesichts der Werte, die sich den Findern offenbaren, werden Schatzfunde häufig heimlich geborgen und gelangen über illegale Kanäle in den Kunsthandel. Wissenschaft und Öffentlichkeit gehen dadurch wertvolle Informationen über den historischen Kontext der Deponierung und über die einstige Vollständigkeit der Inventare verloren. Artefakte, die ehemals zusammengehörten, verschlägt es in verschiedene private oder öffentliche Sammlungen. Daher sind intensive Nachforschungen vonnöten, um den einstigen Kontext der Fundstücke sowie die Umstände ihrer Verbergung zu rekonstruieren.

Dem frühmittelalterlichen Schatzfund von Malaja Pereschtschepina war allerdings ein zwar wechselvolles, aber durch die frühe Zusammenführung der meisten Objekte in der Eremitage doch glücklicheres

Schicksal beschieden. Am Vorabend des Ersten Welt-

krieges im Russischen Kaiserreich im Bezirk Konstantinograd gefunden, durchlief dieser rund 800 Einzelteile umfassende Fundkomplex im Laufe des 20. Jahrhunderts eine bemerkenswerte und in vielen Details bis heute noch unbekannte Entdeckungs-, Sammlungs- und Deutungsgeschichte. ^{Abb. 1}

Entdeckung

Am 29. Mai 1912 machten einheimische Jugendliche beim Spielen auf einem sandigen Hügel nahe

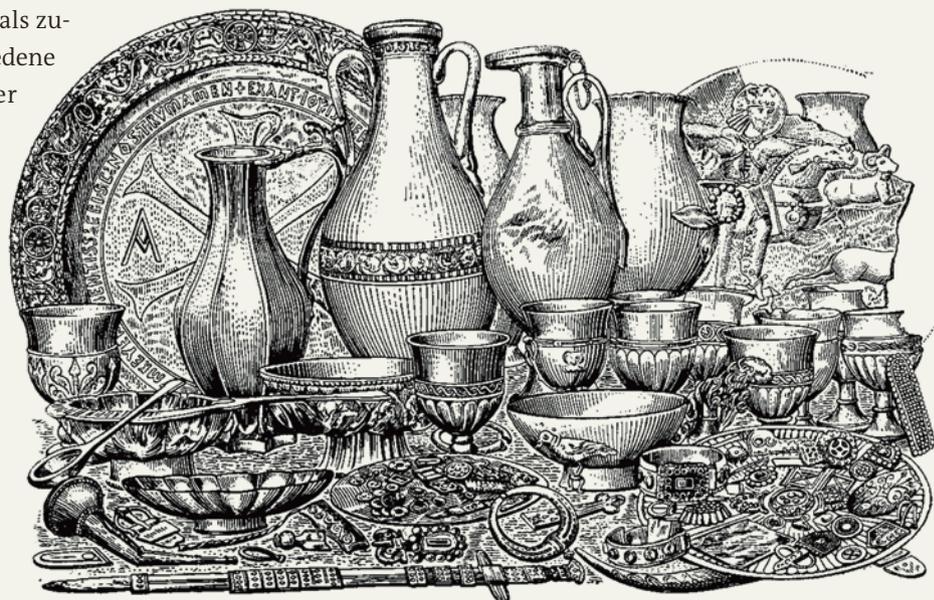


Abb. 1 »Schatz von Malaja Pereschtschepina«, Zeichnung



Abb. 2a, b Denkmal des Dorfes Malaja Pereschtschepina an der Fundstelle (heute Ukraine, südlich der Stadt Poltawa) eine besondere Entdeckung.

Sie stießen auf mehrere hundert Gold- und Silberobjekte, die die Dorfbewohner zunächst einsammelten und unter sich verteilten. Kurze Zeit später schalteten sich aber die Behörden ein und ließen große Teile des Fundes unter staatliche Obhut stellen. Mithilfe der Imperialen Archäologischen Kommission gelangten die Funde schließlich nach St. Petersburg in die Eremitage.

Die Imperiale Archäologische Kommission erkannte schnell den besonderen kulturellen und materiellen Wert der Artefakte und entsandte den Archäologen Nikolai Makarenko zum Fundort, um dort Nachforschungen anzustellen. Er konnte noch weitere kleine Objekte bergen und mithilfe der Polizei einige nicht abgelieferte Stücke des Schatzes den Einheimischen abkaufen.¹ In den nachfolgenden Jahren tauchten auf dem Kunstmarkt weitere, zum Fund gehörige Artefakte auf. Bis 1926 fanden auch diese den Weg in die Sammlung der Eremitage. So begann die Fundgeschichte eines der reichsten frühmittelalterlichen Fundkomplexe am nördlichen Rand der eurasischen Steppenzone, wo heute ein Denkmal an die Fundstelle des Schatzes erinnert. **Abb. 2a, b**

Zusammensetzung, Datierung und Deutung des Schatzes

Der Schatzfund besteht aus zahlreichen Einzelstücken; es finden sich mehrere Teile von Tafelgeschirr, darunter Kannen, Platten und Schalen, aber auch Münzen, Pferdegeschirr, Schmuck und reich beschlagene Gürtel und Waffen, alle überwiegend aus Gold

und Silber hergestellt. **Abb. 1** Die zentrale Bedeutung des Fundes von Malaja Pereschtschepina für die Frühgeschichte Osteuropas zeigt sich aber nicht nur in der Quantität und Qualität der Objekte, sondern auch in ihrer heterogenen Zusammensetzung. Die Objekte verraten vielfältige kulturelle Verbindungen: zu den Steppenkulturen, nach Byzanz, zum Sassanidenreich und dem awarischen Khaganat.²

Die erste wissenschaftliche Beschreibung des Fundes erfolgte bereits am 2. Juni 1912 durch Iwan Zarenski. Er war Mitglied der wissenschaftlichen Archivkommission der Provinz Poltawa und Kurator des Russischen Museums in St. Petersburg. Für die Fachwelt stellte Graf Aleksei Bobrinski, damaliger Vorsitzender der Kommission, den Fund 1913 auf dem Internationalen Historikerkongress in London vor und datierte seine Verbergung, aufgrund der zugehörigen byzantinischen Solidi (Goldmünzen), auf Ende des 7. Jahrhunderts.³ Spätere Forschungen nahmen eine Korrektur vor und setzten den Fund in das dritte Viertel des 7. Jahrhunderts. Viele der Bearbeiter der einzelnen Fundkategorien hoben das besondere handwerkliche Niveau der Objekte und ihren Prestigecharakter hervor. Sie unterstrichen damit die Bedeutung des Gesamtensembles, für den sie nach historischen Erklärungen suchten. Die Inschriften zweier goldener Siegelringe ließen schließlich den deutschen Gelehrten Joachim Werner den Fund von Malaja Pereschtschepina als Grab des onogurisch-bulgarischen Khans Kuvrat/Kubrat interpretieren. Joachim Werners wissenschaftliche Reputation sorgte dafür, dass sich diese Meinung trotz aller Kritik als die allgemein akzeptierte durchsetze, auch wenn andere Forscher heute eher eine Verbindung des Fundes mit der türkisch-chaasarischen Elite hervorheben.⁴

Grab- oder Hortfund?

Bei allen Interpretationen steht die Frage an erster Stelle, in welcher Form die Objekte in die Erde gelangten: Handelt es sich um die Beigaben aus einem Grab oder aus mehreren Gräbern oder stammen sie aus einem Depot- beziehungsweise aus einem Hortfund? Da die Funde nicht bei einer regulären Ausgrabung zu Tage kamen,⁵ fehlen uns jegliche Hinweise, und für beide Möglichkeiten lassen sich entsprechende Parallelen finden. Aus dem 7. Jahrhundert sind Gräber mit Edelmetallfunden etwa aus Kunbábony (Ungarn) oder Sutton Hoo (England) bekannt. Ersterer wird als die Ruhestätte eines awarischen Khagans, letzterer als die des angelsächsischen Königs Redwald († zwischen 616 und 627) gedeutet. Beide enthielten – wie der Fund von Malaja Pereschtschepina – Schmuck, Waffen, Gürtel und Tafelgeschirr.⁶ Aber auch Verwahrfund sind mit vergleichbaren Inventaren überliefert, so aus Staffordshire (England, 7. Jahrhundert) oder aus Vrap (Albanien, 8. Jahrhundert). Bei weiteren Beispielen, wie in Nagyszentmiklós (Rumänien, 8. Jahrhundert), sind allerdings ausschließlich Metallgefäße bekannt geworden.⁷

Aufgrund der Fundzusammensetzung wird die Debatte, zu welcher Fundkategorie Malaja Pereschtschepina gehört, nicht zu entscheiden sein. Auffallend ist aber, dass keines der oben genannten Beispiele in seiner Quantität an Malaja Pereschtschepina heranreicht: die 23 Goldgefäße von Nagyszentmiklós wiegen um 10 kg, die Goldfunde von Staffordshire liegen

bei 5 kg, die von Kunbábony bei »nur« 2 kg, in Sutton Hoo bei 1,7 kg. Im Fund von Malaja Pereschtschepina beträgt allein das Gesamtgewicht der Goldobjekte rund 25 kg. Hinzu kommen die silbernen Artefakte, wie Platten, Krüge und Schalen, die etwa 50 kg auf die Waage bringen. Sie übertreffen somit einige spätantike Hortfunde mit Silbergefäßen, wie Traprain Law (Schottland), Mildenhall (England) oder Vinkovci (Kroatien), und reichen an andere, wie Kaiseraugst (Schweiz), heran.⁸

Neues aus dem Archiv

Neue Erkenntnisse über Fundumstände und Fundzusammensetzung könnte die Auswertung bislang nicht bearbeiteter Archivunterlagen erbringen, die am Institut der Geschichte der materiellen Kultur der Russischen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg aufbewahrt werden. Darunter befinden sich Korrespondenz und Berichte sowie verschiedene Fundlisten aus dem Bestand der ehemaligen Imperialen Archäologischen Kommission aus den Jahren 1912 bis 1914. Diese Papiere dokumentieren anschaulich den Weg, den die Funde von der Auffindung in Malaja Pereschtschepina bis zu ihrer Einlieferung in die Eremitage genommen haben. Ein Abgleich der durch verschiedene Personen und zu unterschiedlichen Zeitpunkten erstellten Inventarlisten könnte Aufschluss darüber geben, welche Objekte wann, durch wen und auf welche Weise zum Fundkomplex gelangten beziehungsweise welche Funde zwischendurch beschädigt wurden oder verloren gingen.

Abb. 3 Metallgefäße aus dem Fund von Malaja Pereschtschepina, historische Aufnahme



Neben den schriftlichen Unterlagen liegen zahlreiche Fotografien aus diesen frühen Jahren vor. Auch sie sind wichtige Zeugen der einzelnen Objektbiographien, so die Aufnahmen von Iwan Tschistjakow aus den Jahren 1913 bis 1914. **Abb. 3** Ein Vergleich der Fotografien untereinander und mit den Originalfunden in der Eremitage könnte helfen, Veränderungen der letzten 100 Jahre zu erfassen, die den Artefakten etwa im Zuge von Restaurierungen widerfahren.

Eine interessante Episode in diesem Zusammenhang ist die Anfrage des deutschen Kaisers Wilhelm II.: Er wünschte, farbige Abbildungen von den wichtigsten archäologischen Entdeckungen in Russland aus den Jahren 1912 bis 1913 zu erhalten. Im Auftrag des Zaren Nikolaus II. fertigte daraufhin Mstislaw Farmakowski 36 großformatige Aquarelle an, darunter auch einige, die herausragende Artefakte aus dem Fund von Malaja Pereschtschepina zeigten. Der Ausbruch des ersten Weltkrieges verhinderte allerdings die Übergabe der Bilder und im Archiv ist heute leider nur eines davon erhalten, das die silberne Patene des Bischofs Paternus darstellt. **Abb. 4**



Abb. 4 Silberne Patene des Bischofs Paternus (Rekonstruktion). Aquarell von Mstislaw Farmakowski, 1914

Der Steppenschatz und die Awaren

Für die Interpretation des Fundes von Malaja Pereschtschepina sind andere Funde von besonderer Bedeutung, die Verbindungen zum awarischen Khaganat im Karpatenbecken und darüber hinaus nach Byzanz zeigen. Bei den awarenzeitlichen Fundorten in Kunbábony und in Bócsa handelt es sich nämlich nachweislich um Bestattungen. Sie werden häufig sogar als Ruhestätte awarischer Khagane bezeichnet und ihre Beigaben zeigen zahlreiche Parallelen zu den Funden von Malaja Pereschtschepina. In allen drei Fundkontexten sind goldene Trinkhörner und Gürtel mit goldenen Pseudoschnallen überliefert. Diese besonderen Prachtgürtel wurden nach einem einheitlichen Muster verziert: Am Riemen reichten sich Pseudoschnallen, die ihrer Form nach zwar an eine

Abb. 5 Goldener Prachtgürtel mit Pseudoschnallen und byzantinische Gürtelschnalle mit Riemenzunge



Schnalle erinnern, aber bereits als Beschläge, mit dem Bügel nach unten weisend, angebracht waren. Am Rücken waren drei mal drei untereinander positionierte Beschläge befestigt. Der Ursprung dieses Gürteltyps liegt zwar in der Steppe, aber erst im Karpatenbecken wurden sie aus Gold hergestellt und mit Granulation, sowie Stein- und Glaseinlagen versehen. Dahinter wird byzantinischer Einfluss vermutet, denn dort wurde Vielfarbigkeit, die so genannte Polychromie, besonders geschätzt. Dies bezeugen auch die Goldschnallen aus Malaja Pereschtschepina und Kunbábony, die mit roten, blauen und grünen Einlagen aus Glas und Edelsteinen verziert sind und als originale byzantinische Produkte gelten.⁹ Abb. 5

Neben dem Gürtel fanden sich in allen drei Fundkomplexen auch Ringknaufschwerter, eine Bezeichnung, die auf das ringförmige Griffende des Schwertes verweist. Während bei den beiden awarischen Schwertern nur dieser Knauf und die unteren Teile des Heftes einerseits sowie die dreibogigen Aufhängerbeschläge und das Ortband der Scheide andererseits mit Goldbeschlägen überzogen sind, ist am Schwert aus Malaja Pereschtschepina das komplette Heft und die gesamte Schwertscheide mit Goldblech verkleidet. Abb. 6

Ähnlich wie am Gürtel finden sich auch hier Granulation, Perldrähte und farbige Einlagen als zusätzliche Zierelemente. Obwohl der Ursprung des Schwerttyps ebenfalls im Osten, in Zentralasien



vermutet wird, könnten bei der Herstellung beziehungsweise Reparatur der erwähnten Exemplare byzantinische Handwerker eine Rolle gespielt haben. Darauf verweisen auf der Rückseite des Schwertgriffs von Malaja Pereschtschepina griechische Buchstaben.¹⁰

Malaja Pereschtschepina verfügt schließlich über einen umfangreichen Satz an Tafelgeschirr: 19 Gefäße aus Silber, 17 aus Gold. Hier können der Fund von Bócsa mit einem Silberkrug und einem goldenen Kelch und von Kunbábony mit einem Goldkrug und Edelmetallbeschlägen von Holzgefäßen nicht mehr mithalten. Aber auch das Grab von Sutton Hoo mit Silberschalen, -becken und -bechern und der byzantinischen Anastasius-Platte erreicht nicht diese Quantität. Neben der bereits erwähnten Patene sind im Fund von Malaja Pereschtschepina drei weitere byzantinische Silbergefäße belegt, hinzu kommen sassanidisches Geschirr, darunter eine silberne Jagdschale aus dem 4. Jahrhundert, und »nomadische Gefäße«, wie Krüge und Kelche aus Gold und Silber.

Die hier angeführten Funde erlauben nur einen ersten Einblick in diesen einzigartigen Fundkomplex. Viele seiner Bestandteile sind eindeutig Luxusgüter und unterstreichen in ihrer Gesamtheit die besondere Stellung, die das Fundensemble von Malaja Pereschtschepina unter den Grab- und Hort-

Die Autorinnen und Autoren dieses Beitrages haben 2020 mit den Vorbereitungen zu einer internationalen Forschungs-kooperation begonnen, die eine Neubearbeitung des Fundkomplexes von Malaja Pereschtschepina zum Ziel hat. Neben dem GWZO mit **ORSOLYA HEINRICH-TAMÁSKA** aus der Abteilung »Mensch und Umwelt« sind Kollegen der Staatlichen Eremitage St. Petersburg (**ILIA AKHMEDOV, KSENIJA CHUGUNOVA, EKATERINA SHABLAVINA**), des Instituts für die Geschichte der Materiellen Kultur der Russischen Akademie der Wissenschaften (**MARIJA MEDVEDEVA, ALEKSANDR MUSIN**), der Römisch- Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts (**HANS-ULRICH VOSS**) und des Zentrums für Baltische und Skandinavische Archäologie (**JENS SCHNEEWEISS**) am Vorhaben beteiligt.

Abb. 6 Ringknaufschwert mit Goldblechüberzug

funden des 7./8. Jahrhunderts einnimmt. Der Fund erinnert in seiner heterogenen kulturellen und zeitlichen Zusammensetzung an königliche Schätze (*thesaurus*), die in gentilen Gesellschaften die Herrschaft sicherten, indem sie als Objekte des Gabentausches dienten.¹¹

Künftige Fundgeschichten

Um die Bedeutung der Entdeckung von Malaja Pereschtschepina verstehen zu können, müssen nicht nur die Fundumstände, sondern auch die Funde eine weiterführende Analyse erfahren. Erst so können Objektbiographien im Sinne einer modernen archäologisch-archäometrischen Forschung entstehen. Dazu gehören Untersuchungen zu den verwendeten Materialien, Produktionsabläufen und Herstellungstechniken. Sie helfen, verschiedenen »Fingerabdrücken« von Handwerkern und/oder Werkstätten nachzuspüren, um die komplexe Genese der einzelnen Fundobjekte zu entschlüsseln. Auf diese Weise können sowohl die Nutzungs- als auch die Forschungsgeschichte dieses »Schatzes« mit neuen Aspekten bereichert und unser Wissen über die Netzwerke der Macht in der frühmittelalterlichen Steppe erweitert werden.

Die Imperiale Archäologische Kommission

1859 in St. Petersburg gegründet, war sie für den Schutz der archäologischen Denkmäler des Landes zuständig und führte auch Ausgrabungen durch. Im Sinne des Schatzregals mussten sämtliche auf privaten oder öffentlichen Grundstücken zutage geförderten Schatzfunde in St. Petersburg gemeldet und dort abgeliefert werden. Besondere Entdeckungen kamen traditionell in die Sammlung der Eremitage, wie auch die von Malaja Pereschtschepina. Eine wichtige Rolle spielte dabei Bohdan Chanenکو aus Kiew, Mitglied und Mäzen der Kommission. Die Dokumente der Kommission werden heute im Archiv des Instituts der Geschichte der materiellen Kultur der Russischen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg aufbewahrt.

1 MAKARENKO, Nikolaj: Pereščepinskij klad. Izvestija Imperialskoj archeologičeskoj Komissii [Der Schatz von Pereščepina. Untersuchungen der Imperialen Archäologischen Kommission]. Pribavlenie vypusku 46. Kronika i bibliografija, vyp. 22, 1912, 217–221.

2 ZALESSKAJA, Vera S. u. a.: Sokrobišchana Kubrata. Pereščepinskij klad [Schätze des Khans Kubrat. Der Schatz von Pereščepina]. St. Petersburg 1997.

3 ZARENSKIJ, Ivan: Klad, najdenyj pri sele Malaja Pereščepina Konstantinogradskogo u'ezda Poltavskoj gubernii [Ein Schatz gefunden im Dorf Malaja Pereščepina, Bezirk Konstantinograd, Provinz Poltava]. Trudy Poltavskoj učenoj archivnoj komissii, 9, 1912, 181–206; BOBRINSKIJ, Aleksej A.: Pereščepinskij klad [Der Schatz von Pereščepina]. Materialy po Archeologii Rossii 34 (1914), 111–120, Taf. 1–16.

4 WERNER, Joachim: Der Grabfund von Malaja Pereščepina und Kuvrat, Kagan der Bulgaren (München 1984); KOMAR, Oleksej. V.: Pereščepinskij kompleks v

kontekste osnovnyh problem istorii i kul'turi kočecnikov Vostočnoj Evropi VII načala VIII v. [Der Fund von Pereščepina im Kontext der Geschichte und Kultur der osteuropäischen Nomaden des 7. und 8. Jahrhunderts]. In: Stepi Evropi v epochu srednevekov'ja 5. Doneck 2006, 7–244.

5 Es gab 1963, 1965 und 1989 Nachuntersuchungen am Fundort, die keine neuen Ergebnisse erbrachten.

6 TÓTH H., Elvira/HORVÁTH, Attila: Kunbáony. Das Grab eines Awarenkhagans. Kecskemét 1992; The Sutton Hoo Ship-Burial 1–3. Hg. v. Rupert BRUCE-MITFORD. London 1975, 1978, 1983.

7 The Staffordshire Hoard: An Anglo-Saxon Treasure. Hg. v. Chris FERN u. a. London 2019; WERNER, Joachim: Der Schatzfund von Vrap in Albanien. München 1986; BÁLINT, Csanád: Der Schatz von Nagyszentmiklós: archäologische Studien zur frühmittelalterlichen Metallgefäßkunst des Orients, Byzanz' und der Steppe. Budapest 2010.

8 MRÁV, Zsolt/DÁGI, Mariann: Under the

spell of silver – the Seuzo treasure. Hungarian Archaeology (2014) Summer, 1–9, hier Tab 1.

9 HEINRICH-TAMÁSKA, Orsolya/Voss, Hans-Ulrich: Goldene Pseudoschnallengürtel in der Avaria (7. Jh. n. Chr.): Studien zu Konstruktion, Herstellungstechniken und Verzierungstechniken sowie zum Material. In: Über dem Glanz des Goldes und die Polychromie: Technische Vielfalt und kulturelle Bedeutung vor- und frühgeschichtlicher Metallarbeiten. Hg. v. Heidemarie EILBRACHT u. a. Bonn 2018, 125–250.

10 ACHMEDOV, Ilja R.: Tjurskij sled v Pooče? Meč s kol'cevym naveršiem iz Šokšenskogo mogil'nika (The »Turkic« Reflection in the Oka River Region? The Sword with Ring-pommel from the Shoksha Burial Ground). Stratum plus 5 (2019), 133–165.

11 HARDT, Matthias: Gold und Herrschaft. Die Schätze europäischer Könige und Fürsten im ersten Jahrtausend. Berlin 2004.

Orientteppich oder *tapis polonais*?

Teppich-Mode im frühneuzeitlichen Polen-Litauen

ALEXANDR OSIPIAN

Im Jahr 1597 unterzog Andrzej Zbylitowski (1565–1608), Kammerherr unter König Sigismund III. (1587–1632), in seinem Gedicht *Das Leben eines Adligen auf dem Lande* den übermäßigen Luxus, mit dem sich der polnische Adel seiner Zeit umgab, einer harschen Kritik. Nicht zuletzt beschrieb Zbylitowski voller Sarkasmus, wie die polnischen Edelleute ihre Kutschen mit Teppichen ausstaffierten:

*Doch wenn ihr ausschmücket eure Kutschen
Und sie mit teu'ren Teppichen bezieht,
So zeigt sich fehlend Maß in eurem Überfluss,
Den so die anderen Völker nicht kennen;
Ihr schmücket sie schöner denn Altare in der Kirch',
Seht nur, zu armenischen Läden macht ihr sie.¹*

Einen Zusammenhang zwischen Teppichen und armenischen Kaufleuten stellte auch Sebastian Petrycy (1554–1626), Professor der Jagiellonen-Universität in Krakau, her. In seinem Gedicht *Horatius Flaccus* verurteilt er den polnischen Adel für den übermäßigen Prunk, dem er das bescheidene Leben der Vorfahren gegenüberstellt, die »mit den ausländischen Armeniern keine Geschäfte trieben, damit Teppiche an ihren Wänden hängen«.²

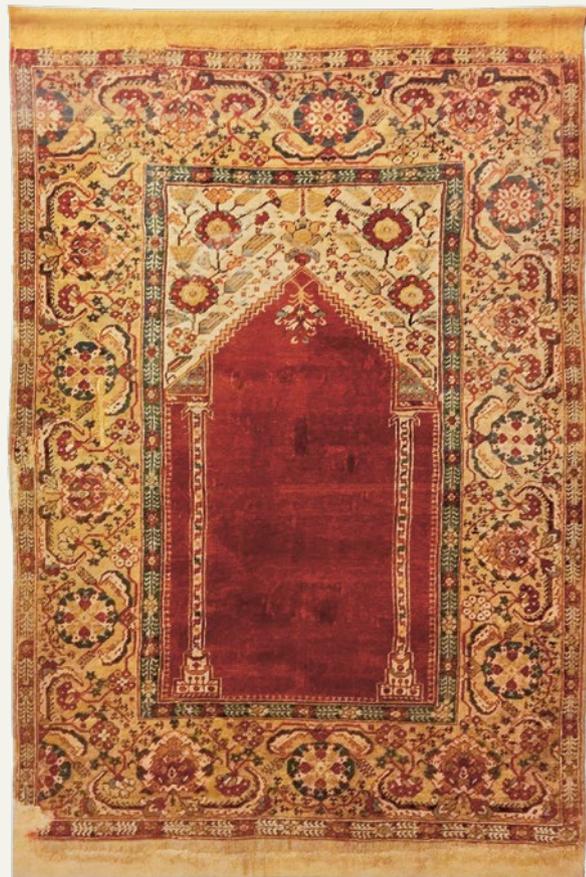
Religiös (un-)sensible Teppiche

Das Allerinteressanteste daran allerdings ist, dass die Teppiche, mit denen in Polen-Litauen die Kutschen, Häuser und Kirchen geschmückt wurden, aus Persien und dem Osmanischen Reich stammten. In den muslimischen Ländern wurden in den Moscheen große Teppiche auf den Boden gelegt. Während des Gebets (*namaz*)

breiteten dann die Muslime **Abb. 1** Gebetsteppich

darauf einen kleinen Gebetsteppich aus – *namazlık* (türkisch *seccade* oder arabisch *sejjada*). Eben diese kleinen Teppiche, die in großen Mengen hergestellt wurden, führte das Osmanische Reich massenhaft nach Polen-Litauen aus. Üblicherweise war auf dem Gebetsteppich ein Mihrāb abgebildet, die Gebetsnische in der Moschee, die häufig von zwei Säulen getragen wird, und ein Leuchter. **Abb. 1**

Die massenhafte Einfuhr von Orientteppichen fand in Polen-Litauen in der zweiten Hälfte des 16. und im 17. Jahrhundert statt, also in der Epoche der Gegenreformation, einer Zeit zunehmender Konfessionalisierung und religiöser Konflikte, die durch





Furcht vor osmanischer Eroberung gekennzeichnet war. Andererseits störte die polnische Käuferschaft sich nicht daran, dass eine bedeutende Anzahl der Orientteppiche Teil des islamischen Kults war. Klei-

ALEXANDR OSIPIAN ist langfristiger Gastwissenschaftler am GWZO. Er forscht zur armenischen Diaspora und ihrer Rolle im kulturellen Austausch zwischen dem östlichen Europa und dem Nahen Osten im 13. bis 18. Jahrhundert. Außerdem interessieren ihn Forschungsfragen zum kulturellen Gedächtnis und zur Geschichtspolitik in der Ukraine, in Russland und in Polen.

dung, Teppiche, Waffen, Pferde und Reitgeschirr aus dem Orient waren in Polen-Litauen en vogue³ und lassen Zweifel am kultivierten Mythos von der Polonia als Retterin des christlichen Europa, als *antemurale christianitatis* (Bollwerk der Christenheit) gegen die osmanische Bedrohung, berechtigt erscheinen.⁴

Gegen den Export von Orientteppichen in christliche Länder hatten die Herrscher des Osmanischen Reiches keine Einwände. Nur Sultan Ahmed I. (1603–1617), der als besonders religiös galt, merkte 1610 in einem an die Kütahya Provinz adressierten Erlass an: »Uns ist zu Gehör gekommen, dass in der Kütahya Provinz die Weber Teppiche und Gebetsteppiche knüpfen, auf denen *Mihrāb*, Kaaba und islamische Kalligraphie zu sehen sind, um sie den Ungläubigen zu verkaufen. Schaich al-Islām und der Mufti lassen wissen, dass dies dem Islam widerspricht und nach den Gesetzen der Sharia verboten ist.«⁵

Abb. 2 Gebets-
teppich oder Einzel-
nischen-Teppich

Es ist anzunehmen, dass der Erlass in gewissem Maße fruchtete, denn ein bedeutender Teil der Einzelnischen-Teppiche, die heute in den Kunstsammlungen Polens und anderer europäischer Länder zu finden sind, kommt ohne die Abbildung von *Mihrāb*, Kaaba und islamischer Kalligraphie oder kufischen Schriftzeichen aus. **Abb. 2** Andererseits könnte das Fehlen der islamischen Symbole auf Einzelnischen-Teppichen auch damit zu tun haben, dass die Produzenten, Kaufleute und Zwischenhändler den Geschmack der christlichen Abnehmer in Betracht zogen. In den Sammlungen findet sich allerdings durchaus eine große Anzahl von Nischenteppichen mit islamischen Symbolen. Die Gebetsteppiche wurden also weiter an die Ungläubigen verkauft, die Gesetze des Marktes erwiesen sich als mächtiger und dem Dekret des Sultans überlegen.

Orientteppiche und gesellschaftlicher Status

Nach Polen-Litauen wurden zudem Teppiche anderer Art, die keine sichtbaren islamischen Zeichen trugen, in beträchtlicher Zahl eingeführt. Die Orientteppich-Mode ging vom königlichen Hof aus. 1553 befahl Sigismund II. August (1548–1572) seinem Gefolgsmann Spytek Wawrzyniec Jordan (1518–1568) aus dem Osmanischen Reich 132 Orientteppiche zu beschaffen, um damit das Wawel-Schloss in Krakau auszuschnücken sowie die Hofkapelle, in der die Hochzeit des Königs mit Prinzessin Katharina von Habsburg stattfinden sollte. 1585 beauftragte Stephan Báthory armenische Kaufleute, 34 Orientteppiche zur Verzierung der Wände, Tische und Bänke im Wawel-Schloss sowie zur Ausschmückung der Kutschen zu erwerben.⁶

Dem König eiferte die Aristokratie nach, und ihnen folgten Hofstaat, Patriziat und Bürgertum. Der Markt war übervoll mit osmanischen Teppichen, die Preise waren nicht sehr hoch, und sogar für Bürger waren Teppiche erschwinglich. Osmanische oder anatolische Teppiche waren aus Wolle gefertigt und mit geometrischen Mustern oder floralen Ornamen-

ten verziert. Allerdings verlangte es die soziale Schichtung der Gesellschaft und das Sozialprestige, dass die gehobenen Schichten teurere Waren mit höherem Prestige konsumierten und sich mit Luxusartikeln umgaben, die sich die niederen Schichten nicht leisten konnten. Darum begannen der Königshof und der Adel, Persische Teppiche zu kaufen. Diese Teppiche waren deutlich teurer, denn sie waren mit ausgefallenen Mustern verziert, für die ein hoher Zeitaufwand nötig war. Auch der Transport aus dem fernen Persien hatte seinen Preis. Die Persischen Teppiche zeigten Abbildungen von Tieren, Vögeln und Fischen. Besonders beliebt beim Adel waren Teppiche mit Jagdszenen, die Darstellung von Jägern und Wild. Noch teurer und somit noch begehrt und prestigeträchtiger waren Persische Teppiche aus Seide, die mit Gold- und Silberfäden gefertigt waren. Diese Teppiche wurden in den Teppichwerkstätten hergestellt, die Schah Abbas I. (1587–1629) in Kaschan und Isfahan gegründet hatte.

Die Könige und Adligen bestellten bei den armenischen Kaufleuten die Teppiche in Art und Größe ganz nach Wunsch. So entsandte Sigismund III. Wasa (reg. 1587–1632) den armenischen Kaufmann Sefer Muratowicz nach Persien, damit dieser für den König Persische Teppiche und ein Seidenzelt beschaffte. Der eigentliche Grund der Reise war aber eine geheime diplomatische Mission. Sefer Muratowicz sollte Schah Abbas I. den Vorschlag unterbreiten, gemeinsame Sache gegen die Osmanen zu machen. Sefer Muratowicz erledigte beide Angelegenheiten erfolgreich. Er erhielt eine Audienz beim Schah und beauftragte in der Stadt Kaschan die Anfertigung von Seidenteppichen und einem Zelt. Beide Teppiche waren im zentralen Medaillon mit dem Wappen Sigismunds III. bestickt.⁷ So vereinten sich die westliche Heraldik und die östliche Teppichknüpfkunst.⁸ Diese Teppiche setzten nach dem Tod von König Sigismund III. ihre Reise fort. Als 1642 Prinzessin Anna Katharina Constantia Wasa (1619–1651), die Tochter Sigismunds, Philipp Wilhelm, Pfalzgraf und Herzog von Pfalz-Neuburg (1615–1690), ehelichte, waren die 1602 in Persien erworbenen Teppiche Teil der Mitgift. Später gingen die Teppiche



an den bayerischen Zweig des Hauses Wittelsbach und befinden sich heute im Residenzmuseum in München.⁹ **Abb. 3**

Teppiche mit Wappen kamen im polnischen Adel schnell in Mode.

So gab zum Beispiel Krzysztof Wiesiołowski, Großmarschall (Parlamentspräsident) von Litauen (1635–1637), einen Stern-Uşak-Teppich in Auftrag, der sein Wappen zeigte. **Abb. 4** Auch die kirchlichen Stände erwarben Teppiche dieser Art. Jan Zamoyski, der katholische Erzbischof von Lemberg (1604–1614), bestellte in Istanbul zwanzig Orientteppiche, in die sein Wappen eingewebt war und die für die Kathedrale in Lemberg bestimmt waren.¹⁰ Mit ihren Aufträgen nahmen die polnischen Abnehmer aktiven Einfluss auf die Entwicklung der Teppichweberei im Nahen Osten.

Abb. 3 Sigismund III.-Wasa-Teppich

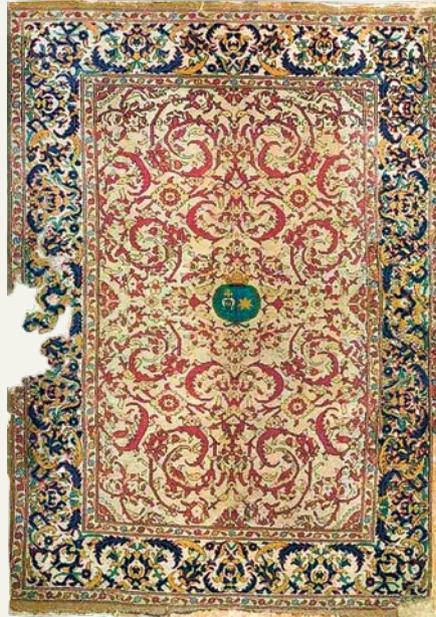
Abb. 4 Krzysztof-Wiesiołowski-Teppich

Vom Konsum zur Produktion

Polnische Adlige gründeten auch Manufakturen, in denen versucht wurde, die Herstellung orientalischer Stoffe zu imitieren, so zum Beispiel Jan Zamoyski in den 1580er Jahren, Stanisław Koniecpolski in den 1630ern, Michał Kazimierz Radziwiłł in den 1750ern. Womöglich wurde in einer dieser Manufakturen der Teppich gewebt, in dessen Zentrum gleich zwei Wappen miteinander dargestellt sind, die Wappen

der Kretkowskis und der Guldensterns. Dieser Teppich wurde wahrscheinlich 1667 gefertigt, anlässlich der Hochzeit Jan Kazimierz Kretkowskis und Katarzyna

Abb. 5 Kretkowski- und Guldenstern-Teppich



Lukrecja Guldensterns (die aus der vornehmen Familie Gyllenstierna aus Schweden stammte). **Abb. 5**

Die Produktion von Teppichen dieser Art führte zu einem Missverständnis, das bis heute Spuren in der Kunstgeschichte hinterlassen hat. Ende des 19. Jahrhunderts nahm man allgemein an, dass alle Teppiche mit Wappen polnischer Adliger in Polen-Litauen hergestellt worden waren, da im 18. und 19. Jahrhundert niemand im Nahen Osten mehr Teppiche mit Wappen webte.

Die Verbreitung dieser falschen Meinung wurde durch die Weltausstellung 1878 in Paris begünstigt. Dort wurden einige Seidenteppiche ausgestellt, die dem polnischen Sammler Fürst Władysław Czartoryski (1828–1894) gehörten. Das begeisterte Publikum nannte sie *tapis Polonais* (Polenteppiche). Allerdings konnte bald darauf die Forschung feststellen, dass diese Teppiche aus Persien importiert worden waren.¹¹ Ungeachtet dessen verwendet die Kunstgeschichte bis heute den Terminus *Polonais* für die sogenannten Polenteppiche.¹²

1 ZBYLITOWSKI, Andrzej: Żywoć szlachcica we wsi. Hg. v. Zygmunt CZARTORYSKI. Poznań 1853, 11.

2 PETRYCY, Sebastian: Horatius Flaccus w trudach więzienia moskiewskiego. Hg. v. Adam TROJAK. Kraków 2004, 60.

3 ŻYGULSKI, Zdzisław: The Impact of the Orient on the Cultures of Old Poland. In: Land of the Winged Horsemen: Art in Poland 1572–1764 [Ausst.-Kat. Walters Art Gallery Baltimore et al.]. Hg. v. Jan OSTROWSKI. New Haven 1999, 70. – BANAS, Paulina: Persian Art and the Crafting of Polish Identity. In: The Fascination of Persia: The Persian-European Dialogue in Seventeenth-Century Art and Contemporary Art of Teheran. Hg. v. Axel LANGER. Zürich 2013, 122–123.

4 Mehr zu dieser Kritik siehe: KOŁODZIEJCZYK, Dariusz: Entre l'antemurale Christianitatis et la raison d'État: l'idée de Croisade en Pologne aux XVe et XVIe siècles. In: L'Europe centrale au seuil de la modernité. Rennes 2010, 19–26. – KOŁODZIEJCZYK, Dariusz: Stosunki dawnej Rzeczypospolitej z

Turcją i Tatarami. Czy naprawdę byliśmy przedmurzem Europy? In: Praktyka Teoretyczna 26, 4 (2017), 16–36.

5 REFIK, Ahmet: Hicri On Birinci Asırda İstanbul Hayatı (1000–1100). İstanbul 1931, 43–44.

6 MANKOWSKI, Tadeusz: Sztuka Islamu w Polsce w XVII i XVIII wieku. Kraków–Warszawa 1935, 21–23.

7 MANKOWSKI, Tadeusz: Wyprawa po kobierce do Persji w roku 1601. In: Rocznik orientalistyczny 17 (1951–1952), 184–211. – SZUPPE, Maria: Un marchand du roi de Pologne en Perse, 1601–1602. In: Moyen Orient & Ocean Indien, XVI–XIX siècles 3 (1986), 81–110. – POŁCZYŃSKI, Michael: The Relacja of Sefer Muratowicz: 1601–1602 private royal envoy of Sigismund III Vasa to Shah 'Abbas I. In: Turkish Historical Review 5, 1 (2014), 59–93.

8 Aus dieser Zeit ist bekannt, dass Adlige anderer europäischer Länder (Genua, Österreich, England) Teppiche mit ihren Wappen im Orient bestellten. Doch sind diese Teppiche nicht erhalten. ERDMANN,

Kurt: Seven Hundred Years of Oriental Carpets. Berkeley and Los Angeles 1970, 207.

9 MAŃKOWSKI, Tadeusz: Les tapis de Perse représentant le type dit «polonais». In: Académie Polonaise des Sciences et des Lettres (1935), 87.

10 PIRAWSKI, Tomasz: Relatio status almae archidiocesis Leopoliensis. Hg. v. Korneli J. HECK. Lwów 1893, 49.

11 RIEGL, Alois: Altorientalische Teppiche. Leipzig 1891, 190–198. – VON BODE, Wilhelm: Ein altpersischer Teppich im Besitz der Königlichen Museen zu Berlin. Studie zur Geschichte der westasiatischen Knüpftteppiche. In: Jahrbuch der Königlich Preussischen Kunstsammlungen 13, 1 (1892), 37–38. – DERS.: Vorderasiatische Knüpftteppiche aus älterer Zeit. Leipzig 1902, 49, 52–53.

12 SPUHLER, Friedrich: Ein neuerworbener »Polenteppich« des Museums für Islamische Kunst. In: Berliner Museen. Berichte aus den Staatlichen Museen Preußischer Kulturbesitz 20, 1 (1970), 27–33.

Der »Neue Mensch« spricht

Anmerkungen zum ersten sowjetischen Tonspielfilm *Der Weg ins Leben*

CHRISTINE GÖLZ

Mit einiger Verspätung brachte die Sowjetunion im Juni 1931 den als »erster sowjetischer Tonfilm« beworbenen Film *Putjowka w schisn* (im deutschen Verleih *Der Weg ins Leben*) auf die Leinwände ihrer Lichtspielhäuser. Das »Erziehungskindrama«, das zum Klassiker werden sollte, erzählt davon, wie Anfang der 1920er Jahre Straßenkinder in einer Arbeitskommune umerzogen werden. Aus einer Bande von wilden Straßenstrolchen werden unter Anleitung eines Pädagogen der Geheimpolizei bewusste Erbauer des Kommunismus, die sich mit dem Bau einer Eisenbahnstrecke ihre Zukunft erschließen.

Der Film feierte nicht nur beim heimischen Publikum Triumph. Mit einer Million Zuschauern allein in den ersten drei Monaten und weiteren Kassenerfolgen gilt er als einer der erfolgreichsten sowjetischen Filme.¹ Das Drama eroberte damals zudem umgehend Europa und die Welt. In den ersten knapp anderthalb Jahren wurde *Der Weg ins Leben* allein in 27 Länder exportiert.² In einem Interview aus dem Jahr 1958 erinnert sich der Regisseur Nikolai Ekk (1902–1976), der Film sei mittlerweile in 60 Ländern zu sehen gewesen.³ Auch den Regisseur schickte man schon wenige Wochen nach der sowjetischen Premiere auf Dienstreise (»putjowka«). Erst einmal ging es nach Deutschland, wo Ekk vor Ort die Übersetzung beaufsichtigte und den Film für ein deutsches Publikum adaptierte. Die deutsche Premiere fand am 30. September 1931 in Berlin statt und war ein großer Erfolg.⁴ Nicht ganz so reibungslos lief es in Frankreich. Dort gab es Probleme mit der Zensur, nicht zuletzt die Emigrantenszene in Paris reagierte konsterniert auf den Inhalt von *Le chemin de la vie*.⁵ Durch ein zeitweises Verbot

machte der Film erst recht Furore. In New York lief *The Road to Life* ein ganzes Jahr in einem der großen Kinotheater der Stadt.⁶ 1932 erhielt Ekk dann auf dem 1. Filmfestival in Venedig den damals noch vom Publikum vergebenen Regiepreis.⁷ Abb. 1–4

Tagers Soundsystem

Bereits 1927 war in den USA mit *The Jazz Singer* der weltweit erste abendfüllende Tonfilm bei Warner Bros. Entertainment produziert worden. Nun, vier Jahre später, war auch die Sowjetunion mit einem sprechenden Spielfilm soweit. Der Film diente seinerzeit weltweit als Beleg der ästhetischen und



Abb. 1–4 Internationale Filmplakate und Filmzeitschriftencover zu *Der Weg ins Leben*

technischen Errungenschaften der sowjetischen Filmindustrie, die sich mit eigenen Entwicklungen bemühte, mit dem internationalen Standard des Tonfilms gleichzuziehen. Um den Ton direkt und zeitgleich aufzuzeichnen, kam zum ersten Mal ein, nach seinem Erfinder Pawel Tager (1903–1971) »Tagefon« genanntes, optisches Soundsystem bei einem Spielfilm zum Einsatz. Diese fotografische Tonaufzeichnung war Mitte der 1920er Jahre in Moskau entwickelt worden und ermöglichte eine exakte Ton-Bildsynchronisierung, die neu war. Noch konnte man allerdings keine Tonmontage machen, nicht nachkorrigieren, hatte nur ein Mikrofon, und die Filmmusik musste direkt eingespielt werden. Das erklärt die Wortkargheit in einigen Episoden von *Der Weg ins Leben* und die besonders artikuliert Sprechweise so mancher Repliken. Anders als die Montagekünstler des sowjetischen Revolutionsfilms verstand Ekk den Ton nicht als ein Kombinationselement unter anderen, sondern war bemüht, einen möglichst realistischen audiovisuellen Eindruck zu erreichen. Nicht mehr die Montage, sondern der »sprechende Mensch« war nun der Hauptheld der Filmarbeit.⁸ Allerdings konnte sich letztlich die Tager'sche sogenannte Sprossenschrift aufgrund diverser technischer Komplikationen nicht gegen die

amerikanischen Techniken durchsetzen und Ekks Tagefon-Film blieb, was die Musterhaftigkeit der Vertonung anging, ein spannender Versuch.

Die Revolution wird diszipliniert

Der Film *Der Weg ins Leben* markierte nicht nur eine mediale Revolution, indem er seine Helden synchron sprechen und singen ließ, sondern er gab der Welt auch Einblick in ein für die frühe Sowjetunion emblematisches soziales Experiment: die kollektive Umerziehung von Kindern in einer Kommune und mit Hilfe von Arbeit, an deren gelungenem Ausgang der Neue Sowjetische Mensch sich in ein kommunistisches Leben aufmacht. Trotz seiner realistischen Darstellungsweise, von der später die italienischen Neorealisten schwärmen sollten,¹⁰ lässt sich der Film als große Allegorie auf die Herstellung einer neuen Gesellschaft und die sie bevölkernden Neuen Menschen verstehen. Für diese Transformationen von Alt zu Neu, die unter der Federführung des sowjetischen Geheimdienstes, der Tscheka, vonstatten gehen, muss das Alte gewaltsam geopfert werden. So holt zum Beispiel den



EXCLUSIVE SHOWING **GREATER MADISON** ALL THIS WEEK

FIRST RUSSIAN TALKING PICTURE
TITLES IN ENGLISH

The sensational dramatic story of the "wild children" of Russia, Orphans of war and famine, living in the cellars and sewers, raiding and marauding, human wild animals on the rampage.

BASED ON ACTUAL FACTS

ROAD TO LIFE

1934

A difficult and painful problem and the most unusual thing that has ever confronted the world.

3 SOLID MONTHS CAMEO THEATRE N.Y.C.
Important People Say:-

The art of Russia has always meant reality. "Road to Life" is a perfect illustration. The misery of these children is pictured here as I myself saw it in Russia. —THEODORE DREISER

An appealing human document, it has the fine artistry we would expect from the Russian people. Everyone should see it. —H. V. KALTENBORN

I saw this picture in Leningrad and had one of the thrilling experiences of my life. It is the greatest picture I ever expect to see. —REV. JOHN HAYNES HOLMES

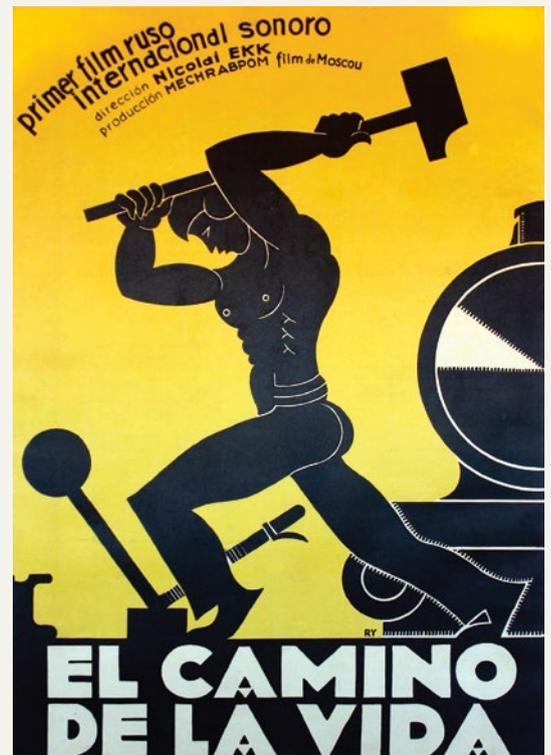
I would rather see this picture than the slickest society drama that ever came out of Hollywood. —MALCOLM COWLEY

WILLIAM BOEHNEL of the New York World-Telegram nominated "Road to Life" as one of three exceptional pictures among the 46 seen on Broadway this season.

USUAL PRICES 25¢-35¢

TWICE NIGHTLY 7:30-9:30

WILL NOT BE SHOWN IN TORONTO FOR MONTHS



Kleinkriminellen Mustafa, der der Sympathieträger des Films ist, seine Vergangenheit genau dann ein, als das Neue triumphieren soll, er aber auf einen Sabotageakt an der neuen Bahnstrecke stößt, den sein ehemaliger Bandenchef zu verantworten hat. Sein Opfer scheint der Preis für das Neue zu sein, erst dadurch wird der Weg in die kommunistische Zukunft möglich gemacht. Allerdings sind es nicht zufällig Gleise, die hier von den disziplinierten Kommunarden verlegt werden. Gleise lassen, bleibt man im Bild, keine Abweichung zu, vielmehr geben sie den Weg vor, dem der Zug, das etablierte Symbol der kommunistischen Revolution, zu folgen hat. Oder in den Worten des Kulturwissenschaftlers und Kritikers Alexander Genis: »Im Kern erzählt *Der Weg ins Leben* davon, wie die Urgewalt Revolution den Maulkorb der Disziplinierung verpasst bekommt. Diesem für die Stalin'sche Kultur typischen Sujet entspricht auch das Pathos des Films, das Pathos der Organisation eines Prozesses, der Rohmaterial in ein abgeschlossenes Produkt, ein fertiges Ding verwandelt.«¹¹

Straßenkinder: Die Neuen Menschen von morgen

Schon der Titel des Films meint im Hinblick auf seine jugendlichen Protagonisten mehr als nur den »Weg ins Leben« eines klassischen Entwicklungsromans, der ein individuelles Schicksal gestaltet. »Putjowka« bezeichnet eigentlich die organisierte Reise, den Fahrschein oder das Voucher für ein in diesem Falle sozialistisches Pauschalangebot mit Destination kommunistisches Paradies. Die Reise setzt zuallererst das kollektive »Umschmieden« (»perekovka«) zum Neuen Menschen voraus, für das sich ganz besonders die nächste Generation eignet, und so gestaltet der Film mit großem Erfolg den Kern des sowjetischen Edukationsnarrativs, das in den folgenden Jahrzehnten immer wieder aufs Neue in Film, Literatur und Plakatkunst gestaltet werden sollte. Schaffung, Formung und Disziplinierung des Neuen Menschen war eines der zentralen Ideologeme der frühen Sowjetunion. Und neben der Literatur bot damals insbesondere der Film die erwünschte Projektionsfläche für Identifikationen.¹² *Der Weg ins Leben* nahm dafür ein reales Problem der ersten Jahre nach der Revolution auf und

führt die Verwandlung in den Neuen Menschen an Straßenkindern vor, deren Schicksal eine der größten sozialen Herausforderungen der Zeit darstellte.

In Folge von Weltkrieg, Revolution, Bürgerkrieg und Hungersnöten zogen zur Handlungszeit unzählige obdachlose Kinder durch das Land. Ohne die Fürsorge von Erwachsenen versuchten sie, insbesondere in den Städten zu überleben. Mundraub, Diebstahl, Raub und Prostitution gehörten zu diesem Leben auf der Straße. 4,5 Millionen (für 1921),¹³ nach anderen Quellen sogar 7 Millionen (für 1922)¹⁴ sowjetrussischer Bürgerkriegswaisen und Kinder ohne Zuhause, sogenannte »besprisorniki«, werden für die frühen 1920er Jahre genannt. Darauf reagierte Mitte des Jahrzehnts die Geheimpolizei Tscheka mit großangelegten Maßnahmen für minderjährige Straffällige und griff dafür auf Besserungsanstalten und Hafteinrichtungen für Kinder und Jugendliche zurück. Außerdem wurde in ersten Arbeitskommunen nicht nur vom bedeutendsten sowjetischen Pädagogen Anton Makarenko (1888–1939) mit neuen Erziehungsmethoden experimentiert.¹⁵ Dem damals verantwortlichen Initiator und Leiter der Geheimpolizei Feliks Dzierżyński (1877–1926) wird in *Der Weg ins Leben* als großem Wohltäter für die obdachlosen Kinder ein Denkmal gesetzt und im pathetischen Abspann explizit gedankt. Voreilig und an der Realität vorbei, wie wir heute wissen. Denn auch wenn der Film, dessen Handlung im Jahr 1923 einsetzt, die erfolgreiche Lösung des Problems bereits feiert, beschreibt die Darstellerin und Drehbuchautorin Regina Januschewitsch (1896–1978) in ihren Memoiren Straßenkinder noch Jahre später.¹⁶ Die streunenden Kinder sangen auch in den 1930er Jahren noch, erinnert sich Januschewitsch, und schlugen mit ihren Holzlöffeln den Takt zu den ziemlich frechen Tschastuschki (den typischen russischen Scherzliedern in Coupletform), die ihre Anführer zum Besten gaben. Traurige Zeilen waren darunter, wie: »Ich werde sterben, sterben. Man wird mich begraben – und niemand wird wissen, wo mein kleines Grab sich befindet.«¹⁷ Abb. 5

Arbeit und Kommune

Fasst man den Film als Programm, so führt er vor, dass die Werkstatt für das »Umschmieden« der Kinder nicht etwa die Schule und erst recht nicht die Familie sein sollte, sondern institutionalisierte Orte



Abb. 5 Mustafas Bande, Filmstill

der Strafpraxis einer Disziplinargesellschaft, in denen die Umerziehung stattzufinden hatte. Auf engste Weise sind dabei Geheimdienst und Kinderfürsorge verquickt. Das im Film *Der Weg ins Leben* als realistisch gestaltete Bild, wie die kleinen Kriminellen nicht ohne Rückfälle zu disziplinierten

Kommunarden und schließlich zu tüchtigen Erbauern einer Eisenbahnlinie werden, die ihre Kommune an die Welt anschließt, kann als große Metapher für den Aufbau einer Disziplinargesellschaft gelesen werden, wobei die konkrete Umerziehung auf die folgenden Elemente baut: Erziehung

durch das Kollektiv und zum Kollektiv, militärische Rituale und ein an praktischer Arbeit ausgerichteter polytechnischer Unterricht.

Die sowjetische Pädagogik und die staatliche Fürsorge ersetzen die Eltern, die in den entsprechenden Narrativen gänzlich fehlen oder als Überbleibsel der alten Zeit diskreditiert sind. Das wird im Film in einem zweiten Erzählstrang vorgeführt, in dem das alte Familienmuster noch einmal wie ein Kostüm anprobiert wird: Der Junge Kolja, die eigentlich inten-



Abb. 6 Die Familie der Vergangenheit, Filmstill

dierte Identifikationsfigur des Films, und seine Eltern streifen sich zu Beginn ihrer Episode leuchtend weiße Hemden über und werden so zu einer strahlenden Einheit. ^{Abb. 6} Doch durch die unglückliche Begegnung mit der dunklen Welt der Straßenkinder, mit der das Kinopublikum bereits bekannt gemacht wurde, geht diese helle Welt der Familie umgehend und tragisch verloren. Die Mutter verunglückt, der Vater verfällt dem Alkohol, und Kolja landet selbst auf der Straße. Von dort bringt ihn und die Bande um den fröhlichen Mustafa-Firt, deren Alltagserlebnisse auf der Straße und dann ihr weiteres Schicksal den eigentlichen Erzählstrang ausmachen, eine der neu eingerichteten Kinder-Kommissionen auf die rettende richtige Bahn und in die Umerziehungskommune. ^{Abb. 7} Der Film zeigt, dass es dafür allerdings die für die sowjetischen Erziehungsnarrative typische Retterfigur braucht, den Ausnahme-Pädagogen, der in der frühen Sowjetunion noch mit unkonventionellen Methoden den Kindern hilft, das »richtige« Bewusstsein zu entwickeln. Verkörpert vom charismatischen Stummfilm-Star Nikolai Batalow (1899–1937) ist dieser Super-Pädagoge maßgeblich am Erfolg des Films beteiligt. Später, im Hochstalinismus, sollte diese Rolle der Vater der Völker und Freund der Kinder, Stalin höchstpersönlich, übernehmen. In den 1920er Jahren war das Feld allerdings noch offen für pädagogische Experimente.

Die vorliegende Leseprobe ist die überarbeitete Einführung zu einer Filmvorführung im Rahmen der Filmreihe *1917. Revolution* im Zeughauskino des Deutschen Historischen Museums, Berlin. Am GWZO leitet die filmbegeisterte Literaturwissenschaftlerin **CHRISTINE GÖLZ** die Abteilung »Wissenstransfer und Vernetzung«.



Die Entstehung des Films

Abb. 7 Umerziehung, Filmstill

Die Vorlage für den Film lieferten reale pädagogische Erfahrungen in einer Kommune in Bolschewo. In der dortigen Arbeitskommune Nr. 1, einer Kommune der Vereinigten staatlichen politischen Verwaltung (OGPU), hatte 1924 der Geheimdienst-Mann Matwei Pogrebinski (1895–1937) mit jugendlichen Straftätern ein auf Vertrauen, Arbeit und weitgehender Selbstverwaltung fußendes Erziehungsexperiment begonnen.¹⁸ Seine Erfahrungen fasste er in dem Buch *Die Menschenfabrik* zusammen, das 1929 erschien.¹⁹ Seine Kommune und die dort lebenden Jugendlichen dienten Ekk und seinem Team nicht nur als Prototypen für seinen Film, Bolschewo selbst war auch einer der Drehorte, die Kommunarden hilfreiche Konsultanten. Die Drehbuchidee stammte von Alexander Stolper (1907–1979), der ursprünglich auf Bestellung der Filmgesellschaft Meschrabpom (Internationale Arbeiterhilfe-Film) einen Kulturfilm über die Maßnahmen zur Bekämpfung der Kinderobdachlosigkeit entwickeln sollte. Dafür schwebte ihm ein dokumentarischer Film über die 1. Kommune der OGPU vor, für den er sich seine ebenfalls für Meschrabpom-Film arbeitenden Freunde Nikolai Ekk und Regina Januschkewitsch hinzu bat. Ekk, frischer Absolvent eines Regiestudiums, hatte Kurse bei dem Soundexperimentator Tager zum Tonfilm besucht – und brannte nun darauf, mit einem sprechenden Regiedebüt Kinogeschichte zu schreiben.



Abb. 8 In die Kommune, Filmstill
Januschkewitsch koordinierte das Drehbuchschreiben zu dritt. Sie war vor allem an dem

Erzählstrang von Kindern und Eltern interessiert, so erinnert sie sich. Stolper hielt sich an Abenteuer und Intrige und Ekk begeisterte sich am Alltag der Kinderbanden. Um den kennenzulernen, sammelte das Trio Material im Feld. Sie begleiteten nächtliche Razzien, besuchten Sitzungen der Kommissionen, sprachen mit den Kindern – und hatten schließlich so viel Stoff und so viele Ideen, dass anstelle einer Dokumentation ein Spielfilm daraus wurde.²¹ **Abb. 7**

Der Neue Mensch spricht

Wie um die neue Errungenschaft der synchronen Tonspur gleich zu Beginn zu demonstrieren, eröffnet der Film noch vor der eigentlichen Handlung mit einer statischen Szene, in der der berühmte Schauspieler des Moskauer Künstlertheaters (MChT) Wassili Katschalow (1875–1948) voller Pathos Verse von Sergei Gorodetski (1884–1964) deklamiert. Sie führen in die Thematik ein und nehmen in gewisser Weise bereits die Auflösung des Films vorweg.

*Woher, wer sind sie,
diese Skelette in zerriss'nen Lumpen?
Böse Blicke, verwildertes Aussehen ...
Was erwartet sie in der Zukunft?
Was wird aus ihnen? Heute ein Straßenkind,
morgen ein Feind der Arbeit, ein Bandit! ...*

*Durch die Städte streunen sie als böses, hungriges
Wolfsrudel. ...
Den Fahrschein ins Leben wird ihnen die Sowjet-
republik geben,
die die Kraft der freien, allgemeinen Arbeit
erkannt hat ...*

Von der Arbeit als Mittel der Umerziehung erzählt dann die folgende Handlung, die ihre Helden sprechen und singen lässt. Noch ist der Übergang vom Stumm- zum Tonfilm deutlich zu erkennen, an einer expressiven Spielweise, an deutlicher Artikulation und auch am experimentellen Umgang mit den Zwischentiteln, die es trotz Ton noch immer gibt, hatte doch längst noch nicht jedes Kino die nötigen Wiedergabemöglichkeiten. Neben dem Sujet, den charismatischen Mimen und der realistischen Darstellung des Alltags der Straßenkinder sind es diese Neuerungen, die das große Echo erklären, das der Film beim Publikum hervorrief. Die Lieder des ersten sowjetischen Sprechfilms wurden zu Gassenhauern, die ersten geflügelten Filmzitate machten die Runde.²²

Und doch endet die Spielhandlung mit einer langen stummen, mit den klagenden Tönen der Lok unterlegten Szene. Die erste Fahrt auf der neu erbauten Strecke bringt den toten Mustafa zurück in die Kommune ^{Abb. 8}, den fröhlichen Anführer der ehemaligen Kinderbande, der für das Aufbauwerk sein Leben lassen musste. Die Kommunarden nehmen schweigend von ihm Abschied, bis der Pädagoge den Verlust der Zukunft ausspricht: »Wie das? Er wollte doch Maschinist sein.«

Auch jenseits der Leinwand war nicht für jeden die Fahrt ins Leben eine glückliche. Die einen gingen auf dem Weg zur realisierten Utopie in den Säuberungswellen unter, so der Darsteller des Mustafa Ywan Kyrla 1943, andere, darunter der Regisseur Ekk, fielen in Ungnade und durften jahrelang nicht mehr arbeiten.²³

Nur dem Film blieb durchweg Erfolg beschieden, zweimal restauriert (1957, 1977) wurde er wieder und wieder gefeiert.

1 SERBER, M.: Sud'ba fil'ma. In: Ékran detjam [Die Leinwand den Kindern], 9 (1987), 5.

2 Ebd.

3 Sud'ba geroev i sozdatelej fil'ma. Iz interv'ju s Nikolaem Ékkom [Das Schicksal der Helden und der Filmemacher. Aus einem Interview mit Nikolai Ekk]. In: Večernjaja Moskva, 9.8.1958, <https://chapaev.media/articles/2399> (29.8.2020).

4 Zarubežnyj prokat. Putevka v žizn' v Germanii i vo Francii [Der ausländische Verleih von Putevka v .žizn' in Deutschland und Frankreich]. Aus: Režisser Ekk rasskazyvaet. In: Večernjaja Moskva, 4.4.1932, <https://chapaev.media/articles/2374> (29.8.2020).

5 Ebd.

6 SERBER: Sud'ba fil'ma.

7 MARGOLIT, Evgenii: The Soviet Program at the 1932 Venice Film Festival. In: Kino Kultura 57 (2017), <http://www.kinokultura.com/2017/57-margolit.shtml> (29.8.2020).

8 KLEŇHOVÁ, Jana: The Road to life – detour of synchronisation. In: Die Welt der Slaven LIV, 2009, 381–393, hier: 386.

9 CHRISTIE, Ian: Soviet cinema: making sense of sound. In: Screen 23,2 (1982), 34–49. – ROGOFF, Jana: Der Weg ins Leben. In: Klassiker des russischen und sowjetischen Films. Bd. 1. Hg. v. Peter KLIMCZAK, Christian OSTWALD und Barbara WURM. Marburg 2020, 120f.

10 Ebd.

11 Alexander GENIS im Gespräch in: Putevka v žizn'. Radio svoboda, 24.5.2011, <https://www.svoboda.org/a/24204628.html> (29.8.2020).

12 Vgl. SCHWARZ, Alexander/Rainer ROTHER: Der Weg ins Leben. In: DIES.: Der Neue Mensch. Aufbruch und Alltag im revolutionären Russland. 2017, 43–47, hier: 44.

13 ROŽKOV, A. Ju.: »Bor'ba s besprizornost'ju v pervoe sovetskoe desjatiletie (Der Kampf gegen die Kinderobdachlosigkeit in der ersten

sowjetischen Dekade)«. In: Voprosy istorii 1 (2000), 134–139, hier 134.

14 Siehe Eintrag »besprizornost'« in der Malaja Sovetskaja Ėnciklopedija von 1928ff.

15 SCHWARZ/ROTHER: Der Weg ins Leben, 44.

16 JANUŠKEVIC, Regina: Velikij nemoj zagovoril [Der große Stumme hat zu sprechen begonnen]. In: Kinovedčeskie zapiski 98 (2011), 52–65, hier: 59.

17 Ebd.

18 Vgl. Sud'ba geroev i sozdatelej fil'ma.

19 METLINA, Svetlana/Laris TIMOFEEVA: Putevka v žizn', <https://ugmoscow.ru/putevka-v-zhizn> (29.8.2020).

20 POGREBINSKIJ, Matvej: Fabrika ljudej. Moskva 1929.

21 JANUŠKEVIČ: Velikij nemoj zagovoril, 60.

22 Ebd.

23 Vgl. Maja TUROVSKAJA im Gespräch in: Putevka v žizn'. Radio svoboda, 24.5.2011, <https://www.svoboda.org/a/24204628.html> (29.8.2020).

24 ROGOFF: Der Weg ins Leben, 120f.

Transitverkehr durch Bruderstaaten?

Verkehrspolitische Interessenskonflikte zwischen der UdSSR, Polen und der DDR

UWE MÜLLER

Nord-Stream-Pipelines und Ostseefähren umgehen Polen

Im Jahre 2005 unterzeichneten der russische Konzern Gazprom sowie die deutschen Unternehmen E.ON Ruhrgas und Wintershall in Anwesenheit von Präsident Wladimir Putin und Bundeskanzler Gerhard Schröder Vereinbarungen über den Bau einer von Wyborg durch die Ostsee nach Lubmin bei Greifswald führenden Erdgasleitung. Die Leitung mit zwei Strängen wurde zwischen 2010 und 2012 verlegt, seit 2018 kommen durch Nord Stream 2 zwei weitere hinzu. Kaum ein Infrastrukturprojekt wurde und wird von seinen Gegnern so intensiv und unter Anführung einer außerordentlichen Vielfalt von Argumenten kritisiert. Dabei geht es um Probleme der Versorgungssicherheit und der Diversifizierung von Energielieferanten, eine (übermäßige) Abhängigkeit von Russland, die Interessen einzelner Staaten, der Europäischen Union, ja sogar der USA, Fragen der Umweltverträglichkeit, der einzelwirtschaftlichen Rentabilität, der möglichen nachrichtendienstlichen Nutzung und vieles mehr.¹ Den stärksten Kritikern des Projektes in der Ukraine und in Polen geht es aber auch schlichtweg um den Verlust von Transit(einnahmen), da das russische Gas nun nicht (mehr) über das eigene Territorium fließt. Insbesondere in Polen wird dem Thema von den Medien, aber auch von Politikern eine große Bedeutung zugemessen. So verglich der polnische Verteidigungsminister Radosław Sikorski im Jahre 2006 den deutsch-russischen Vertrag über die Erstellung der Erdgasleitung mit dem Hitler-Stalin-Pakt. Und beim letzten Besuch des polnischen Präsidenten Andrzej

Duda in Berlin im Oktober 2018 beklagte sich dieser über mangelnde Solidarität der Europäischen Union und besonders Deutschlands gegenüber seinem Land und forderte in diesem Zusammenhang vor allem den Verzicht auf Nord Stream 2.²

Sikorski versuchte offensichtlich, die im kulturellen Gedächtnis der Polen tief verwurzelte grundsätzliche Skepsis gegenüber deutsch-russischen Bündnissen zu instrumentalisieren, und auch Duda griff mit der beim gleichen Besuch geäußerten Kritik an einer europäischen »Fremdherrschaft« ein zentrales Narrativ des nationalpolnischen Geschichtsbildes auf. Dem Wirtschafts- und Verkehrshistoriker kommt in diesem Zusammenhang ein anderes Infrastrukturprojekt in den Sinn: Von 1982 bis 1986, also in einer Zeit, als die Volksrepublik Polen noch Teil des Ostblocks und Mitglied eines Rates für gegenseitige Wirtschaftshilfe (RGW) war, bauten die Sowjetunion und die DDR eine

Abb. 1 Eisenbahn-Schiffverbindungs- Briefmarke, 1986



Eisenbahnfahrverbindung zwischen Mukran auf Rügen und dem litauischen Klaipeda.³ Für die Zeitgenossen war das Hauptziel dieser Maßnahmen klar: Es ging um die Erweiterung der Transportkapazitäten für den Handel zwischen beiden Ländern sowie für die Rote Armee unter Umgehung des polnischen Gebietes, da sich die Volksrepublik in einer politischen und ökonomischen Krise befand und zunehmend als Unsicherheitsfaktor im sogenannten Ostblock galt. **Abb. 1**

Der Kalte Krieg und der osteuropäische (Eisenbahn-) Verkehrsraum

Die Teilung Europas im Zuge des Kalten Krieges hat neben zahlreichen politischen und militärischen Konsequenzen auch eine Umlenkung von Handelsströmen verursacht, deren Tempo und Radikalität in der Wirtschaftsgeschichte äußerst selten, vielleicht sogar einmalig waren. Die Desintegration der deutschen Volkswirtschaft stellte dabei nur das extremste Beispiel dar. Auch die ostmitteleuropäischen Staaten hatten vor dem Zweiten Weltkrieg den überwiegenden Teil ihres Außenhandelsverkehrs nicht mit ihren jeweiligen Nachbarländern oder gar mit der Sowjetunion, sondern mit Mittel- und Westeuropa abgewickelt. Unmittelbar nach Kriegsende setzten Versuche ein, diesen Handelsverkehr wiederherzustellen, die jedoch zumeist bald durch die (von der Sowjetunion erzwungene) Ablehnung der Teilnahme am European Recovery Program (Marshallplan), die Gründung des RGW und den westlichen Außenhandelsboykott im Zuge des Koreakrieges scheiterten.

Die gleichzeitige Einführung von planwirtschaftlichen Ordnungen ging zwar systembedingt mit einem gewissen Autarkiestreben einher, da Außenhandel hier nicht nach dem Prinzip der komparativen Kostenvorteile funktionierte, sondern »nur« die Funktion hatte, im Inland fehlende Rohstoffe und Agrarprodukte sowie nicht produzierbare Industriegüter zu importieren, was wiederum nur möglich war, wenn man entsprechende Gegenwerte exportierte. Allerdings spielte auch der auf seine Versorgungsfunktion reduzierte Außenhandel schon aus strukturellen Gründen im Gebiet des RGW eine wichtige Rolle. Sowohl bereits industrialisierte Länder (DDR, ČSSR),

als auch teilweise (Ungarn, Polen) oder bislang kaum industrialisierte Volkswirtschaften (Rumänien, Bulgarien) benötigten für den Auf- und Ausbau ihrer Industrien Rohstofflieferungen aus der Sowjetunion und lieferten im Gegenzug meist industrielle Halb- und Fertigwaren.

Die entsprechenden Transporte des Intra-RGW-Handels fanden bis in die sechziger Jahre hinein zu über 80% mit der Eisenbahn statt.⁴ Aus diesem Grunde war es für die Volkswirtschaften aller RGW-Staaten von höchster Bedeutung, dass der grenzüberschreitende Eisenbahnverkehr möglichst reibungslos funktionierte. Im Dezember 1948, also noch vor der Gründung des RGW, schlossen Albanien, Bulgarien, Polen, Rumänien, die Tschechoslowakei, die UdSSR und Ungarn in Warschau Abkommen für den Eisenbahngüter- und -personenverkehr (SMGS/SMPS) ab, denen 1950 auch die DDR beitrug. Im Jahre 1956 wurde die Kooperation durch die Gründung der »Organisation für die Zusammenarbeit der Eisenbahnen« (OSJD) institutionalisiert. Ihre geographische Reichweite ging über den RGW hinaus, indem sie neben den genannten acht europäischen Eisenbahngesellschaften auch vier asiatische Eisenbahnunternehmen sozialistischer Länder vereinigte: aus China, der Mongolei, Nordkorea und Nordvietnam. Das mit exekutiven und koordinierenden Aufgaben befasste Büro befand sich in Warschau. Obwohl sich die OSJD als Organisation der Eisenbahnunternehmen bezeichnete, fielen die wichtigsten Entscheidungen in den Konferenzen der jeweils zuständigen Minister. Im Mittelpunkt der Arbeit standen die Evaluierung und Fortentwicklung der SMGS und SMPS-Abkommen, also ökonomische Fragen, wie die Gestaltung der Tarifpolitik und die effizientere Abwicklung des grenzüberschreitenden Verkehrs, sowie Probleme der technischen Standardisierung, wie die Vereinheitlichung der Lichtraumprofile und Eisenbahnfahrzeuge, der Betriebs- und Signalvorschriften et cetera. Zwischen 1966 und 1984 fanden keine Ministerkonferenzen der OSJD mehr statt, was in der Literatur auf den Bruch zwischen Moskau und Peking zurückgeführt wird. Auf mittlerer Ebene haben jedoch Bahnexperten weiterhin über die Fortentwicklung der Standards in einem euro-asiatischen Eisenbahnraum beraten und auch andere Formen wissenschaftlich-technischer Zusammenarbeit praktiziert.⁵

Die Tarifgestaltung beim Verkehr zwischen den RGW-Staaten sowie Investitionen in die Verbesserung der grenzüberschreitenden Verbindungen wurden seit Mitte der 1960er Jahre vorrangig im Rahmen der Eisenbahnabteilung der 1958 gegründeten »Ständigen Kommission für Transportwesen« beim Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe verhandelt und dann in multilateralen oder bilateralen Abkommen geregelt. In diesem Bereich bestanden erheblich größere Konfliktpotenziale als in den technischen Fragen.

Grenzüberschreitender Eisenbahnverkehr und Infrastrukturpolitik

Der grenzüberschreitende Eisenbahnverkehr im RGW wurde durch zwei Probleme erschwert, die beide vor allem den Verkehr zwischen der Sowjetunion einerseits und den anderen sechs europäischen RGW-Staaten betrafen. Erstens hatten die sowjetischen Eisenbahnlinien eine größere Spurweite (1524/1520 mm) als die der RGW-6-Staaten, deren Haupt- und wichtigsten Nebenstrecken mit europäischer Normalspur (1435 mm) gebaut worden waren. Daher mussten bei Außenhandelstransporten an der sowjetischen Westgrenze beziehungsweise an den Ostgrenzen Polens, der Tschechoslowakei, Ungarns und Rumäniens Umspurungen vorgenommen wer-

den, die entweder durch den Tausch des Laufwerkes (Umachsung) oder Veränderungen am Laufwerk erfolgten. ^{Abb. 2} Dies steigerte Kosten und Zeitaufwand der Eisenbahntransporte und rief Bemühungen um eine effizientere Gestaltung der Spurwechsel sowie die Entwicklung von Projekten zur Verlängerung sowjetischer Breitspurbahnlinien auf das Gebiet von benachbarten RGW-Staaten hervor. Verwirklicht wurden davon die Linien nach Košice (1965–1966) und nach Katowice (1977–1979). In beiden Fällen ging es um eine Verbesserung der Versorgung von Stahlwerken mit sowjetischen Erzen.⁶

Das zweite Problem resultierte aus der Struktur der Außenhandelsgüter. Während der sowjetische Export überwiegend aus Roh- und Brennstoffen bestand, die mit offenen Waggons oder in Spezialwaggons transportiert wurden, lieferten die anderen Staaten in weit höherem Maße Investitions- und Konsumgüter, für die man geschlossene oder andere Spezialwaggons benötigte. Aus der asymmetrischen Struktur der Außenhandelsgüter resultierte das Problem, dass die jeweiligen Transportvolumina sehr unterschiedlich waren, so dass viele Waggons ohne Ladung zurücktransportiert werden mussten. Dem sollte die Einrichtung eines gemeinsamen Güterwagenparks (PPW) im Rahmen des RGW im Jahre 1963 entgegenwirken. Tatsächlich konnte in der Folgezeit der Anteil der Leerfahrten reduziert werden. Mittelfristig entsprangen aus dem gemeinsamen Güter-



Abb. 2 Brest. Wichtigster Grenzbahnhof an der sowjetischen Westgrenze, 1969

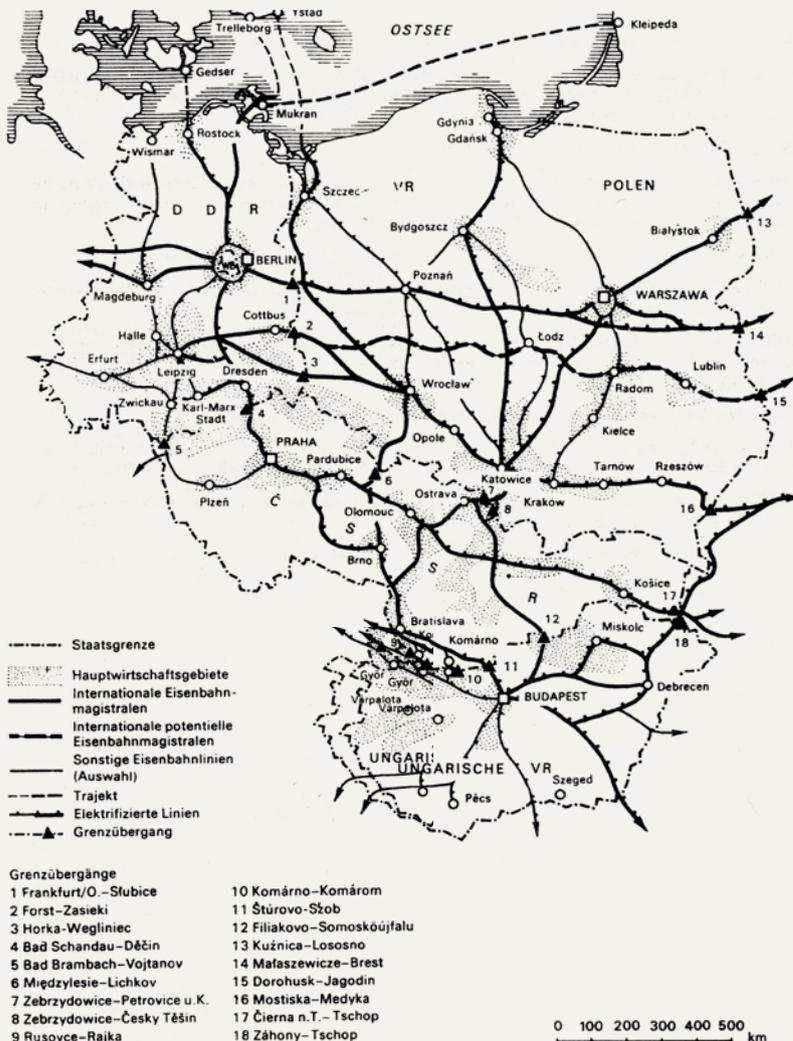
wagenpark jedoch zahlreiche Konflikte.⁷ Ein anderer Ausweg bestand im Aufbau von Transportsystemen, bei denen ein Rücktransport von Frachtraum nicht notwendig war. So haben die RGW-Länder in den 1960er und vor allem 1970er Jahren gemeinsam mehrere Öl- und Gaspipelines verlegt. Der Anteil dieser Pipelines am Güterverkehr zwischen den RGW-Staaten stieg von 1% in den 1950er und frühen sechziger Jahren auf 30% seit den späten siebziger Jahren.⁸

Im Gegensatz dazu gab es kaum nennenswerte Bemühungen, die Eisenbahninfrastruktur für den grenzüberschreitenden Verkehr auszubauen. So existierten beispielsweise sowohl an der polnischen

West- als auch an der Ostgrenze nur wenige Grenzübergänge für den Güterverkehr, obwohl die historischen Voraussetzungen aufgrund der

»Westverschiebung Polens« relativ günstig gewesen wären.⁹ Im RGW wurde für die Jahre 1976 bis 1990 ein Investitionsprogramm zur Verbesserung der Infrastruktur für den Intra-RGW-Handel entwickelt, das neben Investitionen in Flughäfen und Fernverkehrsstraßen sowie See- und Binnenschiffahrtshäfen auch die Rekonstruktion und Erweiterung von 19 Haupt-eisenbahnlinien, inklusive der entsprechenden Grenzstationen, vorsah.¹⁰ Davon ist aber nur ein Bruchteil umgesetzt worden. Das mit Abstand größte Investitionsprojekt im Bereich des grenzüberschreitenden Verkehrs innerhalb des RGW war dann die bereits erwähnte Herstellung einer Eisenbahnfährverbindung zwischen der DDR und der UdSSR über die Ostsee, also unter Umgehung Polens. Ein wichtiger Grund für die Inangriffnahme des Projektes war die Unzufriedenheit in der DDR und in der Sowjetunion über die Dauer und die Kosten des Transitverkehrs durch Polen. **Abb. 3**

Abb. 3 Internationale Eisenbahnlinien in Ostmitteleuropa, 1980er



Umstrittene Transittarife

Im Zuge der weiteren Ausgestaltung der SMGS wurde im Jahre 1951 der »Einheitliche Transittarif« eingeführt. Die Sowjetunion setzte dabei das Prinzip durch, dass die Transittarife geringer waren als die Tarife für den Binnenverkehr. Dabei ging es wohl weniger um die Förderung eines generellen Integrationsprozesses als um die Erleichterung von Transporten aus den Satellitenstaaten in die Sowjetunion. Dies geschah vor dem Hintergrund eines sich verschärfenden Kalten Krieges, der den raschen Abschluss der Rekonstruktion im vom Weltkrieg besonders stark betroffenen östlichen Europa (vor allem in der UdSSR selbst) sowie den Ausbau von Schwer- und Rüstungsindustrie notwendig machte.

Aus wirtschaftswissenschaftlicher Sicht führt eine Unterbewertung von Transportkosten mittelfristig zu einer Fehlallokation der Ressourcen. Unmittelbarer wirkungsmächtig wurden jedoch die politischen Folgen der niedrigen Tarife, da sich Länder mit einem hohen Anteil an Transitverkehr zu Recht benachteiligt fühlten. Dies traf insbesondere auf Polen zu, wo über 7% des Eisenbahngüterverkehrs auf Transporte für den Handel zwischen der DDR und der UdSSR entfielen, die nicht nur knappe Ressourcen banden, sondern auch unzureichend vergütet wurden. Hinzu kam, dass die nationale Verkehrspolitik die Stärkung

der Nord-Süd(west)-Verbindungen präferierte und nicht den in Ost-West-Richtung verlaufenden Transitverkehr.¹¹ Seit 1957 forderte Polen immer wieder eine deutliche Erhöhung der Transittarife im Rahmen der OSJD und drohte 1964 – nachdem man dies nicht durchsetzen konnte – mit dem Austritt aus der OSJD. Die UdSSR wollte die OSJD – vorrangig aus geostrategischen Gründen – unbedingt erhalten und stimmte letztlich einer Erhöhung um 35% zu.¹²

In den 1970er Jahren wurden die Transitfragen nicht nur in der Ständigen Kommission für Transportwesen, sondern oft auch auf höherer Ebene im Exekutivkomitee des RGW behandelt. Dieses legte auf seiner 73. Sitzung im Jahre 1975 eine Tarifsteigerung von 70% fest, die ab 1976 gelten sollte. Polen hielt dies für unzureichend und forderte – grundsätzlich unterstützt durch die Tschechoslowakei und Ungarn – eine Erhöhung um 100% ab 1.1.1977 und kündigte vorsorglich den im RGW geltenden Transittarif. Der polnische Verkehrsminister Tadeusz Bejm, der gleichzeitig Vorsitzender der Ständigen Kommission für Transportwesen im RGW war, setzte im Dezember 1976 eine außerordentliche Sitzung der Verkehrsminister an, in deren Ergebnis ein Kompromiss gefunden wurde, sodass Polen vorerst Mitglied des SMGS blieb. Bereits im Juni 1980 kündigte jedoch Polen den Internationalen Eisenbahntarifvertrag erneut und außerdem auch die Vereinbarung über die Güterwagenmietsätze im PPW-System und das SMGS als Ganzes. Zwar wurde erneut auf der Ebene des RGW-Exekutivkomitees ein Kompromiss gefunden. Die Verhandlungen hatten aber die Fragilität des von Anfang an umstrittenen Tarifsystems sehr deutlich gemacht.¹³

Dies lag nicht nur an der Höhe der Tarife, sondern resultierte auch aus der mangelnden Konvertibilität der Währungen in den RGW-Ländern und dem daraus resultierenden Einsatz des »Transferrubels«. Die Regelungen zum Transitverkehr im SMGS sahen vor, dass die Frachtkosten vom Versender zunächst komplett an den Empfänger gezahlt werden, der dann die Forderungen der Transitländer entsprechend ihrer jeweiligen Anteile begleicht. Dieses prinzipiell sinnvolle Verfahren führte dazu, dass Transitverkehre nach Westeuropa in Devisen vergütet wurden, diejenigen in andere RGW-Staaten jedoch in Transferubeln. Insbesondere in den 1970er Jahren unter den Bedingungen einer extremen Devisenknappheit

Abb. 4 RGW-Gebäude in Moskau, 2019



resultierte daraus eine sehr unterschiedliche Behandlung gegenüber einzelnen Transporten, was den Außenhandel mitunter deutlich erschwerte.¹⁴ **Abb. 4**

Für die DDR, die einen Großteil ihres Außenhandels mit der Sowjetunion abwickelte, war die Frage des Transitverkehrs durch Polen von großer Bedeutung und immer wieder ein ernsthaftes Problem. In den 1960er Jahren litt der Transitverkehr über die polnischen Eisenbahnen häufig unter den Verzögerungen beim Spurwechsel an der sowjetisch-polnischen Grenze sowie unter den zu geringen Streckenkapazitäten, die immer wieder zu deren Überlastung, zum Stau

von Zügen sowie schließlich zum Annahmestopp von Außenhandelstransporten führten. In anderen Fällen machte die polnische Eisenbahn die Durchführung des Transits von der Bereitstellung sogenannter »Waggonhilfen« abhängig. Bereits seit den 1960er Jahren bemühten sich daher die DDR und phasenweise auch die Sowjetunion um die Steigerung des Anteils anderer Verkehrsträger,

UWE MÜLLER analysiert im Rahmen der Abteilung »Verflechtung und Globalisierung« wirtschaftliche Beziehungen zwischen den osteuropäischen Ländern sowie zwischen der Region und anderen Teilen der Welt. Neben der Agrar- und der Handelsgeschichte bildet die Entwicklung der Verkehrsinfrastrukturen und -ströme einen Schwerpunkt seiner Forschungen.

wie den bereits erwähnten Bau von Ölpipelines und den Ausbau des Seeverkehrs. Dennoch nahm in den 1970er Jahren die Gesamtdauer der mitunter mehrere Wochen andauernden Grenzsperrungen für den Güterverkehr zu. Besonders häufig traten sie zum Ende der Quartale und vor allem zum Jahresende auf, weil die sowjetischen und ostdeutschen Betriebe versuchten, ihre Exportpläne zu erfüllen.¹⁵

Fazit

Neben der politischen Instabilität in Polen während der frühen 1980er Jahre haben also auch seit längerem bestehende, ökonomische, technische und finanzielle Probleme beim Eisenbahntransitverkehr durch Polen die Entscheidung für den Bau der Ostseefährverbindung maßgeblich befördert. Natürlich unterscheiden sich die technischen Gegebenheiten und die (außen-)politischen Rahmenbedingungen des Eisenbahntransits der 1980er Jahre von denen des

Gaspipelinetransportes unserer Zeit. Das Beispiel der eher schlecht als recht gelungenen Verkehrsintegration im Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe macht allerdings deutlich, dass grenzüberschreitende Infrastrukturprojekte – entgegen offizieller Verlautbarungen der deutschen Regierung zu Nord Stream – nie allein auf ökonomischen Überlegungen beruhen (können). Die negativen Folgen von mit dertartigen Projekten zwangsläufig verbundenen Reterritorialisierungsprozessen lassen sich jedoch auch nicht durch einseitige Forderungen nach »Solidarität«, sondern nur durch Kompromissbereitschaft in Verhandlungen unter gegenseitiger Beachtung der jeweiligen Interessen abmildern. Dies gilt in der heutigen Europäischen Union ebenso wie im damaligen Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe, in dem die Sowjetunion eine weit weniger dominante Stellung einnahm als im Warschauer Pakt und wo Konflikte häufig sehr offen ausgetragen worden sind.

- 1 Blick in die Röhre. Europas Energiepolitik auf dem Prüfstand (Sonderheft Osteuropa). Hg. v. Manfred SAPPER und Volker WEICHSEL. Berlin 2009. – Energiedebatten in Polen und Deutschland, Bremen 2016 (= Polen-Analysen, 190).
- 2 Indirect Hitler Comparison. Polish Minister Attacks Schröder and Merkel (Spiegel-Online vom 1.5.2006. <https://www.spiegel.de/international/indirect-hitler-comparison-polish-minister-attacks-schroeder-and-merkel-a-413969.html> (22.10.2019). – Polen fordert Verzicht auf Nord Stream 2 (Tagesspiegel vom 23.10.2018). <https://www.tagesspiegel.de/politik/president-duda-in-berlin-polen-fordert-verzicht-auf-nord-stream-2/23221024.html> (22.10.2019).
- 3 KLIENTZ, Wolfgang: Ostseefahren im Kalten Krieg, Berlin 2012.
- 4 BREZINSKI, Horst: Der internationale Verkehrsverbund im RGW. In: Infrastrukturprobleme in europäischen RGW-Staaten. Marburg 1989, 101.
- 5 FLADE, Falk: Beyond socialist camaraderie. Crossborder railway between German Democratic Republic, Poland and Soviet Union (1950s–60s). In: The Journal of Transport History 40, 2 (2019), 251–269.
- 6 TURNOCK David: The Economy of East Central Europe, 1815–1989. Stages of transformation in a peripheral region, London/New York 2006, 361. – KLUBAL, Milan: The Modernisation of Railways in Slovakia after 1945. In: Eastern European Railways in Transition. Nineteenth to Twenty-first Centuries. Hg. v. Ralf ROTH und Henri JACOLIN. Farnham 2013, 162. Es gab außerdem eine Breitspurlinie von der ukrainischen Grenze nach Iași in Rumänien, die bereits 1940 errichtet worden war und nach 1945 erneuert wurde.
- 7 BREZINSKI, Horst: Der internationale Verkehrsverbund im RGW, 115–117.
- 8 FLADE, Falk: Energy Infrastructures. Poland and the Construction of Transnational Electricity, Oil, and Gas Systems, Wiesbaden 2017.
- 9 MÜLLER, Uwe: Verkehrspolitik im RGW zwischen Integration und Desintegration. In: Integration und Desintegration Europas. Wirtschafts- und sozialhistorische Beiträge. Hg. v. Günther SCHULZ und Mark SPOERER. Stuttgart 2019, 121 f. – KISHTYMOV, Andrej: The Construction and Modernisation of Railways in Belorussia/Belarus in the Late Nineteenth and Twentieth Centuries. In: Eastern European Railways in Transition. Nineteenth to Twenty-first Centuries. Hg. v. Ralf ROTH und Henry JACOLIN. Farnham 2013, 62 f.
- 10 MIECZKOWSKI, Bogdan: Transportation in Eastern Europe. Empirical Findings. Boulder 1978, 168.
- 11 LIJEWSKI, Teofil: Transport in Poland. In: Transport Reviews 1982, 1–21. – TAYLOR, Zbigniew: Rozwój i regres sieci kolejowej w Polsce. Warszawa 2007, 59–73.
- 12 Bundesarchiv Berlin (im Folgenden BArch), DM–1/2318, 20. – FLADE: Beyond socialist camaraderie, 261–264.
- 13 BArch, DY 2023/1221, Bl. 318–320, 349–354, 364, 370 f., 393 f.; BArch, DY 2023/1222, Bl. 45; BArch, DY 2023/1224, Bl. 177–180, 224–240, 249–259.
- 14 FRISNYÁK, Zsuzsa: Soviet Influence in the Operation of the Hungarian Railways. Unveröffentlichtes Paper für die European Social Science History Conference in Belfast, April 2018.
- 15 BArch, DI–2/164, Bl. 2–4; BArch, DM 1/3585; BArch, DY 3023/1222; BArch DY3023/1223; DY 3023/1224.

Rebels without a cause?

Transnationale Verehrungskulte oder Vorschläge zu einer Historisierung der Nachkriegsgeschichte

DIETLIND HÜCHTKER

Weit ab von den Orten, die man in den Ge-
schichts- und Kulturwissenschaften mit trans-
nationalen Phänomenen verbindet, auf einem Dorf
im östlichen Teil Polens, also in der Peripherie der
Peripherie, beteiligte sich 1961 ein 16- oder 17-jähriger
Jugendlicher an einem Erinnerungswettbewerb. Der
Wettbewerb rief auf, über die Jugend auf dem Dorf
zu schreiben. Der Jugendliche erzählte davon, wie er
sich mit anderen auf einem Platz traf, den sie »kahle
Prärie« nannten, »vielleicht [...] weil es dort immer
ruhig war, bis wir, die ›Cowboys‹, kamen«. Die Gruppe
trank Wodka und machte allerlei Unsinn, klaute
Äpfel, bandelte mit Mädchen an. Sie hatte auch einen
Anführer, den der jugendliche Autor bewunderte. So
hätte der alle angestiftet, »so laut wie möglich zu einer
Rumba-Melodie ›Jazz-bugi-wugi‹ oder ›Jazz-baba-riba‹
zu rufen, mit den Füßen zu stampfen und mit Stöcken
auf den Zaun zu hämmern«.¹

Das Verhalten der Jungen lässt sich den Prakti-
ken zurechnen, die seit den 1950er Jahren in Europa,
Nordamerika wie auch hinter dem Eisernen Vorhang
auftauchten und zu einer moral panic führten, die
überall von Expert*innen, Journalist*innen und
Pädagog*innen als Krise einer gelangweilten, faulen
und devianten Jugend viel diskutiert wurde. Das Her-
umhängen, der Kleidungsstil und die Musik faszinier-
ten und teilten offenbar Jugendliche über räumliche
Grenzen hinweg, sodass schon die Zeitgenoss*innen
die Gruppenbildung hervorhoben und die Geschichts-
wissenschaft von einer ersten Jugendkultur der
Nachkriegszeit spricht. Zu den wichtigsten Medien,
die diese Praktiken damals vermittelten, gehörten der
Film und besonders der Filmstar, dessen Auftreten
und Aussehen als Vorbild betrachtet wurde. Einer der
einschlägigsten Filme war sicherlich *Rebel Without a
Cause* (... denn sie wissen nicht, was sie tun, 1955, Regie:

Nicholas Ray) mit James Dean (1931–1955). Deans Pose
und Kleidung, vor allem die Jeans, wurden von jungen
Männern nachgeahmt und zogen junge Mädchen an
– die Inszenierung einer faszinierenden Männlichkeit
war ein zentraler Aspekt der Verehrung.

Man könnte das Verhalten der Jungen aus der
Geschichte der Volksrepublik heraus erklären und als
eine Rebellion gegenüber stalinistischer Politik inter-
pretieren, die als »amerikanisch« wahrgenommene
kulturelle Praktiken wie Kleidungsstil, Jazz oder auch
das Herumhängen als feindliche Unterwanderung
durch US-amerikanische Provokateure kriminali-
sierte. Man könnte es auch als »Amerikanisierung«
bezeichnen, als Folge einer sich aus den USA über die
Welt verbreitenden Popkultur. Auf dem Dorf wäre
sie dann mit »Verspätung« angekommen, hätte man
doch zu der Zeit von rebellischen Jugendlichen einen
Bezug auf Rock'n'Roll, nicht auf Jazz erwartet.

Statt sich mit einem der beiden Erklärungs-
ansätze zufriedenzugeben, möchte ich vorschlagen,

Abb. 1 James
Dean (1931–1955)

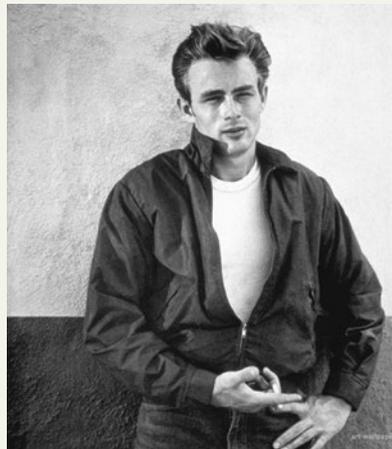


Abb. 2 Zbigniew
Cybulski (1927–1967)



einen Schritt zurückzutreten und die Praktiken der Jugendlichen als historische, also fremde Sinnstiftungen zu analysieren, und nicht der Faszination zu erliegen, sie als Vorgeschichte eines globalen »1968« zu betrachten. Die verehrten Personen, das umschwärmte Auftreten und die zugehörigen Accessoires zirkulierten als popkulturelle Zeichen durch die Welt. Die Praktiken, die mit der Verehrung verbunden wurden, fanden in konkreten zeitlichen und räumlichen Kontexten statt und verankerten dort die Zeichen. So wurden diese für die Jugendlichen erkennbar und bis in den Alltag der Provinz übertragbar.

Jugend in der Nachkriegsgeschichte

Jugend ist für neuere Darstellungen zur Nachkriegsgeschichte geradezu paradigmatisch. Sie gilt als Metapher für den gesellschaftlichen Wandel des 20. Jahrhunderts (Luisa Passerini). Sie nahm Veränderungen vorweg – und löste entsprechende gesellschaftliche Konflikte aus: Demokratisierung und Liberalisierung, Konsum- und Mediengesellschaft, Individualisierung der Lebensstile, Globalisierung und so weiter. Die Zeichen der Populärkultur, ihre allgemeine Zugänglichkeit, Medialität und Gegenständlichkeit, machten diesen Wandel hör-, sicht- und fühlbar. Das 20. Jahrhundert erscheint so zwar ausgesprochen transnational, die zentralen Parameter der Forschung bleiben aber verankert in Konzepten, die für die westliche Welt und für die Metropolen entwickelt wurden.

Doch auch in sozialistischen Gesellschaften hatte Jugend avantgardistische Bedeutung, war Adressat sozialistischer Reformen und sollte den neuen Menschen hervorbringen. Auch in Forschungen zum Sozialismus werden jugendliche Rebellion, Unangepasstheit und Stilbildung als Zeichen der Veränderung gedeutet. Auf die informelle Durchlässigkeit des Eisernen Vorhangs haben neuere Forschungen zu Populärkultur, Konsum und Wissen hingewiesen. Wie die sozialistische Welt wird auch die Jugend in der Provinz aus der Forschung ausgespart oder es wird davon ausgegangen, dass sie den avantgardistischen Entwicklungen in den Städten nachfolgt. Die folgenden Überlegungen sind ein Plädoyer für eine Dekonstruktion der immer noch

dominanten Deutungsparameter in der Nachkriegsgeschichte. Dabei geht es nicht darum, nunmehr auch den Sozialismus oder die ländliche Provinz zu integrieren, sondern vielmehr um den Versuch, die Vielschichtigkeit der Verflechtungen und Übersetzungen aufzuzeigen.

Idole

Die Bedeutung von Idolen wird bislang in der Forschung wenig hinterfragt. Zwar ist man sich einig, dass Filme und Musik für transnationale Verbreitung von Jugendkulturen der Nachkriegszeit wichtig waren, dass Idole mitzirkulierten, erscheint vielfach eher selbstverständlich. Dabei lohnt sich doch ein Blick auf ihre Funktionsweisen. Sie wurden ja nicht nur verehrt, sondern auch nachgeahmt, ihre Attribute wurden übernommen.

In *Rebel Without a Cause* lässt sich die Hauptfigur Jimmy Stark mit einer Gruppe von Halbstarren ein. Das Autorennen auf eine Klippe zu endet für Jims Gegenspieler tödlich. Für das junge Publikum verschwamm die Trennung zwischen Heroismus und Delinquenz, und die Unterscheidung zwischen dem Schauspieler Dean und der Filmfigur Jimmy verwischte. James Dean hatte gerade erst seinen Durchbruch als Filmschauspieler, ^{Abb. 1} als er 24-jährig mit seinem Porsche tödlich verunglückte und damit den Unfalltod seines Filmgegenübers gewissermaßen in die Wirklichkeit übertrug. Diese Doppelung verstärkte die Tragik des Helden noch.

Enrica Capussotti zitiert in einer Studie über die Rezeption des Films im Italien der 1950er Jahre einen jungen Mann: »James Dean ist einer von uns«, wobei das »wir« Männer meinte. Frauen schloss er explizit aus: Ihre Schwärmerei sei unangemessen »unsittlich«. ² Dean wurde nicht nur bewundert, sondern auch über den Atlantik hinweg als virtueller Teil der eigenen Peer Group wahrgenommen. Der Held war gleich und herausgehoben in einem.

Auch in der Volksrepublik Polen war Dean bekannt. ³ Die international außerordentlich erfolgreiche Filmindustrie der Volksrepublik Polen brachte aber auch ihren eigenen Dean hervor, Zbigniew Cybulski (1927–1967). ^{Abb. 2} Cybulski stand für intensives Leben und starb wie Dean in jungen (wenn auch nicht ganz so jungen) Jahren durch einen Unfall, den der Hauch

des Selbstverschuldeten umweht. Dass es ein Zug-unglück, kein Porsche war, mag als Farce der Wiederholung gelesen werden. Wie Dean repräsentierte Cybulski jedenfalls einen jugendlichen Rebellen, wie Dean wurde er für seine schauspielerischen Leistungen ausgezeichnet, insbesondere für seine Rolle als Maciek Chełmicki in dem international hochgelobten Film *Asche und Diamant* von 1958 (*Popiół i diament*, Regie: Andrzej Wajda). Auch der als »polnischer James Dean« bezeichnete Cybulski wurde als Kultfigur aufgebaut, verehrt und umschwärmt. Hervorgehoben wurde explizit seine Ähnlichkeit mit Dean: »der einsame Kerl« habe Cybulski fasziniert. Wie Dean nannten ihn die Jungen »unseren Kumpel«, wobei das »wir« auch hier junge Männer meinte und Frauen ebenfalls zum schwärmenden Publikum gemacht wurden.⁴

Dean und Cybulski repräsentierten einen ambivalenten Helden, der sich für die einen heroisch opferte (was die unklaren Umstände ihrer tödlichen Unfälle unterstrich), sich für die anderen auf bedrohliche Weise gegen die Ordnung auflehnte. Gemeinsam war beiden Figuren, die Grenze zwischen Heroischem und Rebellischem zu verwischen. Beide stellten ein Zentrum dar, um das sich vorgestellte oder konkrete Gruppen bildeten. Durch diese Gruppenbildung bekamen beide Figuren eine übermenschliche, göttliche Aura. Die virtuellen Helden wurden aber im Unterschied zum antiken Helden nicht nur als überragend wahrgenommen, sondern gleichzeitig als Kumpel, als Teil der Gruppen vorgestellt. Während also der antike Held Transzendenz und überragende Leistung in sich vereinte, wird das Idol in der Popkultur erst durch die Verehrung des Publikums zu einem überhöhten Helden. Transzendenz und Taten sind auf Publikum und Held verteilt.

Die jungen Frauen, die zu den Gruppen gehörten, bestätigten die jugendliche Männlichkeit noch. Das heißt nicht, dass sich nicht auch junge Frauen elterlicher Aufsicht entzogen und durch öffentliches Rauchen (wie in *Rebel Without a Cause*), exzessives Tanzen und unkontrollierte Beziehungen zum anderen Geschlecht ihre nichtkonformen Einstellungen demonstrierten. In den öffentlichen Inszenierungen blieben sie dennoch auf die männlichen Heroen bezogen.

Die Präsenz von Idolen machte aus den informellen und öffentlichen Praktiken Jugendlicher ein Wir, eine Gemeinschaft. Diese Gemeinschaft war

einerseits öffentlich und frei zugänglich, andererseits geschlechtsspezifisch geordnet. Sie ermöglichte den männlichen Jugendlichen Partizipation. Durch Pose und Kleidung rückten sie an ihr Idol heran und machten es zu ihrem Kumpel. Die Frauen waren von dieser Praxis qua Geschlecht ausgeschlossen, ihnen blieb nur die Überhöhung. Diese Kombination von Überhöhung und Gemeinschaftsbildung erinnert an religiöse Riten und regt dazu an, die jugendlichen Praktiken in einen breiteren Kontext zu stellen und mit Verehrungsriten, Sakralisierungen und Heroisierungen in anderen Teilen der Welt zu vergleichen. Die Gleichzeitigkeit von Gleichheit und Überhöhung war jedenfalls eng an Männlichkeit gebunden – sowohl im Hinblick auf Transzendenz als auch im Hinblick auf Gemeinschaft.

Männlichkeit

Wie die jugendliche Bewunderung Realität und Fiktion vermischte, so setzte die öffentliche Diskussion Film, Figur und Realität gleich. Daher lohnt es sich, einen Blick auf die Plots der Filme zu werfen. Die Filmhelden repräsentieren eine jugendliche Männlichkeit, familienlos, hart und einsam – den »Cowboy«, wie auch der junge Wettbewerbsteilnehmer wusste.

In *Rebel Without a Cause* verachtet Jimmy Stark seinen Vater, der sich um Konventionen sorgt, was der Sohn als Schwäche auslegt. Die Männlichkeit der Filmfigur ist der des Vaters diametral entgegengesetzt. Der Film thematisiert den Autoritätsverlust der Vätergeneration, die in der öffentlichen Debatte als angepasst, schwach und regelrecht unmännlich wahrgenommen wurde. Jürgen Martschukat hat in seiner Studie zu Vätern in der amerikanischen Gesellschaft darauf aufmerksam gemacht, dass deren Kriegserlebnisse angesichts der Bedürfnisse nach Familie, Ordnung und Aufstieg in den 1950er Jahren keinen Platz hatten. Die Jugend reagiere auf den Autoritätsverlust mit einem Männlichkeitsentwurf, der Konventionen infrage stellte, aber eben auch den Anspruch auf männliche Dominanz erneuerte.⁵

Nicht nur in den USA hatten Kriegserfahrungen keinen Platz in den auf Ordnung und Wiederaufbau ausgerichteten Gesellschaften. Wajdas Film *Asche und Diamant* thematisiert die Schwierigkeiten, vom militärischen Widerstand während des Zweiten Weltkriegs in die neue, nunmehr kommunistische Gesellschaft

zu finden. Maciek Chelmicki ist Soldat der polnischen Untergrundarmee, die sich, als der Krieg endet, gegen die neue kommunistische Regierung wendet. Maciek bekommt den Auftrag, einen Kommunisten zu töten. Dabei kommen zwei Zivilisten ums Leben, was ihn an seiner Rolle zweifeln lässt. Am Ende wird er selbst erschossen und stirbt auf einem Schutthaufen – eine

DIETLIND HÜCHTKER ist Historikerin und war bis September 2020 wissenschaftliche Mitarbeiterin am GWZO, wo sie zu Ländlichkeit, Geschlecht, Jugend, Utopien und Sozialismus geforscht hat. Ihre Forschungsfelder nimmt sie mit auf ihre neue Professur für historische transregionale Studien an der Universität Wien.

wahrhaft symbolische Demontage des heldenhaften Widerstandskämpfers.

Die beiden Filmfiguren, Jimmy Stark und Maciek Chelmicki, gehen aus unterschiedlichen historischen Kontexten hervor. Während der eine in der Auseinandersetzung mit dem Vater

zum neuen Helden wird, wird der andere ein Anti-Held, der dazu dient, die alten Aufstandshelden zu demontieren, die nicht mehr in die neue Gesellschaft passen. Was dennoch beide Figuren verbindet, ist eine Neufiguration von Männlichkeit: Beide Figuren treffen einsame Entscheidungen, sind rebellisch, bringen aber eine sensible Grundhaltung mit. Diese explizit jugendliche Männlichkeit, der einsame Cowboy, stellt ein transnationales Zeichen der Populärkultur dar, das von Filmhelden über jugendliche Halbstarke bis hin zum Rockstar reichte. Diese Männlichkeit kann als eine Antwort auf Autoritätsverluste der Vätergeneration analysiert werden, als Antwort auf das Beschweigen der Kriegserfahrungen, die keinen Platz in den Nachkriegsgesellschaften hatten. Beschwiegen wurden allerdings ganz unterschiedliche Geschichten.

Die Neufiguration von Männlichkeit nach dem Krieg wurde, so meine These, über Systemgrenzen hinweg verstanden und in konkrete zeitliche und räumliche Kontexte übertragen. Und diese Botschaft reichte bis in die Provinz. Allerdings war Cybulski nicht Dean. Außerhalb von Polen kannten den begnadeten Schauspieler in Asche und Diamant nur zeitgenössische Cineast*innen.⁶ Auch der Film *Am Ende der Nacht* (*Koniec nocy*, 1956, Regie: Julian Dziedzina, Paweł Komorowski, Walentyna Uszycka), in dem Cybulski einen Halbstarke spielte, konnte international keine mit *Rebel Without a Cause* vergleichbare Wirkung erzielen. Wie die jugendlichen Praktiken nicht frei von Hierarchien waren, zirkulierten auch die Idole und ihre Attribute nicht in hegemoniefreien Räumen.

Jazz-bugi-wugi

Meine hier vorgestellten Überlegungen sollen darauf aufmerksam machen, dass es sich erstens lohnt, transnationale Bilder, Diskurse und Praktiken bis in die Provinz hinein zu analysieren. »Jazz-bugi-wugi« war möglicherweise wirklich eine Antwort auf stalinistische Ideologie, verband sich aber dennoch mit den transnationalen Codes des jugendlichen Cowboys. Zweitens geht es mir um eine Historisierung des »rebellischen Verhaltens«. Der Transfer von jugendlicher Männlichkeit als transkulturelle Ikone transportierte divergierende historische Kontexte und damit mehr als einen transnationalen Aufbruch hin zu einem globalen 1968. Was allerdings aus der Faszination am einsamen Cowboy wurde, ob beispielsweise Madonna ein weibliches Pendant oder vielmehr die Entthronung des Idols performt, erfordert weitere Überlegungen.

1 *Ideę przez wieś gwizdząc*. In: *Awans pokolenia*. Hg. v. Józef CHAŁASIŃSKI. Warszawa, 1964 (= *Młode pokolenie wsi polski ludowej* 1), 239–258, hier: 241.

2 CAPUSSOTTI, Enrica: »James Dean is like One of US«. *The Reception of American Movies in Italy during the 1950s*. In: *Across the Atlantic. Cultural Exchange between Europe and the United States*.

Hg. v. Luisa PASSERINI. Bruxelles u. a. 2001, 159–172.

3 Beispielsweise GAWĘCKA, Halina: *Na wschód od Edenu*. In: *Filipinka* 1 (64), 1.1.1960, 6. Der Artikel endet mit der Frage: »Habt ihr diesen Film gesehen? Schreibt uns, was ihr von ihm haltet!«.

4 BRATKOWSKI, Stefan: *Zbyszek Cybulski*. In: *Ty i ja. Magazyn ilustrowany* 7 (27), 6/1962, 1–6, hier: 2.

5 MARTSCHUKAT, Jürgen: *Die Ordnung des Sozialen. Väter und Familien in der amerikanischen Geschichte seit 1770*. Frankfurt/New York, 2013, 263–292.

6 Auf den Internationalen Filmfestspielen in Cannes von 1959 wurde *Asche und Diamant* ausgezeichnet mit dem FIPRESCI-Preis.

Weltoffenes Volkspolen?

Reminiszenzen aus dem Kalten Kriegssommer 1976

STEFAN TROEBST

Wie ich als einundzwanzigjähriger Student der Slawistik und Geschichte an der Freien Universität Berlin (West) auf die Idee kam, die sommerlichen Semesterferien auf eigene Faust in der Volksrepublik Polen zu verbringen, kann ich nicht mehr exakt rekonstruieren. Zwei Faktoren aber haben dazu zweifelsohne beigetragen, nämlich zum einen die deutsche Fassung der Monatszeitschrift *Polen*, die an meinem nordwürttembergischen Gymnasium, das ich zwei Jahre zuvor verlassen hatte, kostenlos verteilt worden war. Darin inszenierte sich das Gierek-Regime als weltoffenes, modernes und dezidiert europäisches Gemeinwesen. Zum anderen war es die dem 1974 in Lübeck erschienenen Reiseführer *Besuch in Polen. Reisetipps und Tourenvorschläge für ein ungewöhnliches Feriendland* von Gerhard Eckert entnommene Information, dass im Sommer jede polnische Grundschule



zu einer Jugendherberge umfunktioniert wird und dass Autostopp jenseits von Oder und Neiße nicht nur gesetzlich erlaubt ist, sondern als Anreiz für vermeintlich devisenträchtige Jungtouristen aus »dem Westen« sogar staatlich gefördert wird. Dies geschah in Form von an den Grenzübergängen gegen harte Währung zu erstehenden Rabattmarkenheften samt zugehörigen Rabattmarken. Die dahinterstehende Philosophie war, dass man polnischen Autofahrern, die auf den ausgestreckten Daumen des Westtouristen hin anhielten und ihn ein Stück mitnahmen, ein Heft plus pro 25 gefahrene Kilometer eine Rabattmarke übergab.

War das Heft voll, konnte sein Besitzer es einschicken, an einer Lotterie teilnehmen und im Erfolgsfall ein Auto gewinnen. Eingedenk rüder italienischer Autobahnpolizei und sturer dänischer Automobilisten erschien mir dies als nachgerade geniale Idee. Allerdings hatte diese einen kleinen Haken: Sie funktionierte nicht. Denn im vormals habsburgischen Süden des Landes wurde die Annahme des Heftchens und der Marken

Aus dem Zyklus
»Nach der Schicht«,
1970

in der Regel empört mit dem Hinweis zurückgewiesen, die Mitnahme sei ein Freundschaftsdienst, der keinerlei Entlohnung fordere. Und im einstmaligen russischen Norden erhielt ich üblicherweise die barsche Antwort, ich könne mir Heft und Marken sonst wohin stecken und solle lieber Bargeld in Höhe des Äquivalents eines Bustickets rausrücken – was ich natürlich



Aus dem Zyklus
»Feuer in der Raffinerie in Czechowice-Dziedzice«, 1971

weiter nach Sulejów bei Piotrków Trybunalski – keine Ahnung warum. Anschließend ging es (unter Umgehung Krakaus) in den Südosten, von dort über Lublin nach Warschau, weiter nach Masuren, Ermland, Danzig und Pommern. Frombork sehe ich noch vor mir, eine Roma-Kapelle habe ich auf der Langen Gasse fotografiert und im *Schronisko*, der Jugendherberge

von Stargard Szczeciński, habe ich letztmals übernachtet. Auch erinnere ich mich an die kopfschüttelnde Verwunderung zweier älterer Wärterinnen im Rosa-Luxemburg-Museum im Rathaus von Zamość über den an einem heißen Sommertag wohl einzigen, überdies deutschen Besucher. Die dort erworbene druckfrische Biographie *Róża Luksemburg* des Parteihistorikers Aleksander Kocharński habe ich bis heute.

STEFAN TROEBST, stellvertretender Direktor des GWZO und Professor für Kulturgeschichte für das östliche Europa an der Universität Leipzig, hat seine Reiseerinnerungen 2017lässlich einer Festschrift für Mark Zybura niedergeschrieben (erschien 2019 in: Facetten der Nachbarschaft. Beiträge zur deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte. Hg. v. Basil KERSKI, Krzysztof RUCHNIEWICZ und Sabine STEKEL; mit freundlicher Genehmigung zum Wiederabdruck).

tat. Immerhin funktionierte die Sache mit den Jugendherbergen.

Nach welchen Kriterien ich meine Reiseroute zusammengestellt habe, erinnere ich nicht. Der genannte Reiseführer von Gerhard Eckert spielte wohl eine gewisse Rolle – im Unterschied zum drögen, da amtlich-volkspolnischen Interpress-Reiseführer von Adam Bajcar, den ich in deutscher Übersetzung

ebenfalls bei mir hatte. Von Posen aus, wohin ich vom damals offiziell »Hauptstadt der DDR« geheißenen Ostberlin mit dem Zug fuhr, reiste ich per Daumen

Absoluter Höhepunkt der Reise in Sachen Abenteuer war eine Verhaftung wegen Mordverdachts, von welchem ich allerdings erst erfuhr, nachdem ich wieder auf freiem Fuß war. Ich hatte in Szczawnica in den Sandezer Beskiden eine Gruppe von Studenten der Jagiellonen-Universität kennengelernt, die mich zu einer mehrtägigen Bergwanderung einluden. Beim ersten Nachtlager in einer



Aus dem Zyklus
»Triptychon«,
Arbeiter während
des Streiks, 1981

Aus dem Zyklus
»Triptychon«, 1981



Hütte nahe der Grenze zur Tschechoslowakei wurde ich weit nach Mitternacht von zwei Uniformierten wachgerüttelt, die meinen Reisepass beschlagnahmten. Wie sich herausstellte, handelte es sich um Milizionäre, die mich bei Tagesanbruch ultimativ aufforderten, zusammen mit ihnen ins Tal abzustiegen. Mein Ver-

such, mit Hilfe der russischen und anderer Sprachen herauszufinden, was denn der Grund für diese Behandlung sei, blieb erfolglos. Im Tal angekommen, wurde mir dann auf der Wache mitgeteilt, der Verdacht gegen mich habe sich nicht erhärtet und ich könne gehen. Wie sich herausstellte, war kurz zuvor eine Studentin in Krakau ermordet worden und das Fahndungsfoto des Täters wies in der Tat eine gewisse Ähnlichkeit mit mir auf.

Erheblichen Nervenkitzel löste auch eine Bahnreise von Ustrzyki Dolne nach Przemyśl aus, denn mit Schrecken erkannte ich an Wachtürmen und kalaschnikowbewehrten Soldaten, dass der nahezu leere Zug die Grenze zur Sowjetunion passierte. Ohne Visum ins Land Lenins einzureisen, soviel war mir

klar, würde massiven Ärger, gar neuerliche Zuführung auslösen. Erstaunlicherweise gab es allerdings weder an der Grenze noch am ersten sowjetukrainischen Bahnhof in Chyryw eine Kontrolle durch die Behörden. Noch größer wurde meine Verwunderung, als ich bemerkte, dass der Zug nach längerem Halt rückwärts, also wieder in Richtung Polen fuhr. Nach neuerlichem Durchfahren der Grenze wurde mir klar, dass es sich um einen exterritorialen »Korridorzug« (gleich dem damaligen zwischen Salzburg und Kufstein in Österreich durch Oberbayern verkehrenden) handelte – was weder auf meinem Kartenmaterial erkennbar noch mir beim Fahrkartenkauf mitgeteilt worden war.

Erleichtert in Przemyśl angekommen, besorgte ich mir im Touristenbüro ein Privatzimmer. An der angegebenen Adresse in einem heruntergekommenen Mietshaus suchte ich in dem düsteren Treppenaufgang vergeblich nach einer Klingel. Erst mittels eines Streichholzes entdeckte ich, dass in der Tür eine metallene Schnarre eingelassen war, welche die Aufschrift »Bitte drehen!« aufwies. Meine Vermutung, dies sei eine Hilfestellung für bundesdeutsche Einzel-

reisende, wurde von der fließend Deutschsprechenden und noch zu k.u.k.-Zeiten in der Wohnung geborenen Inhaberin rasch korrigiert.



Der Papst in
Schlesien, 1983

Ein neuerliches Aha-Erlebnis erwartete mich in der Buchhandlung des Warschauer Kulturpalastes in Form eines in den USA veröffentlichten Buches mit dem Titel *The Soviet Occupation of Bessarabia and Northern Bukovina*. Mein erster Gedanke war, dass hier buchhandelstechnisch wie zensurpraktisch etwas völlig schief gelaufen sein musste, bis ich feststellte, dass weitere westliche Publikationen zu politisch heiklen Themen im Angebot waren, wenn auch zu saftigen Preisen. Dergleichen war seinerzeit in den anderen staatssozialistischen Ländern, die ich kannte – Bulgarien, DDR und Sowjetunion –, nicht vorstellbar. Allerdings beschränkte ich mich auf den massenhaften Erwerb deutlich preiswerterer sowjetischer Publikationen zur Geschichte Russlands und der UdSSR, die ich anschließend auf die Post zum Verpacken und Versenden schleppte. Das Porto war zwar in der Regel höher als der niedrige Kaufpreis, aber

wenigstens kam alles nach einigen Wochen zuverlässig in der Heimat an. Hauptkontaktpersonen auf dieser Reise waren »meine polnischen Chauffeure«, sei es in LKWs, PKWs, auf Motorrädern, Traktoren sowie Pferde- oder Ochsen gespannen,



Aus dem Zyklus
»Betriebsausflüge«,
1970er Jahre

die mich nicht selten zu sich nach Hause einluden. So verbrachte ich interessante Tage bei der Familie eines Lokführers in Otwock, unterbrochen von Ausflügen in die nahe Hauptstadt. Und die Ortsgruppe Krosno des Pfadfinderverbandes beherbergte mich in Ustrzyki Górne im Rahmen der *Operacja Bieszczady-40* in einer »Hotel« genannten 10-Mann-Kote – Antreten zum frühmorgendlichen Fahnenappell mit eingeschlossen. Der Preis für Kost und Logis betrug zwei Złoty pro Tag, bei einem offiziellen Wechselkurs von 13 Złoty für 1 D-Mark also ein Schnäppchen.

Andere Tramper habe ich, von etlichen älteren polnischen Bäuerinnen abgesehen, nicht getroffen, weder solche aus dem Westen noch Altersgenossen aus der DDR, wo dieser Volkssport ja auch populär war. In meinem damaligen Adressbuch findet sich allerdings ein Eintrag von fremder Hand – von Jurij Łuścanski aus Bautzen, heute ein bekannter sorbischer Kulturschaffender in Sachsen.

Lediglich ein einziges Mal wurde ich mit der Erinnerung an den nationalsozialistischen Besatzungsterror konfrontiert: Bei Tomaszów Lubelski nahm mich ein älteres Ehepaar in einem Polonez mit. Auf meine Frage an den gut Deutsch sprechenden Ehemann, ob seine Frau ebenfalls Deutsch spräche, antwortete er: Ja, sehr gut sogar, doch habe sie die Benutzung dieser Sprache 1943 für immer eingestellt. Wie sich herausstellte, waren beide Vertriebene aus dem ostgalizischen Stryj.

Was noch? Ernährt habe ich mich überwiegend von gekauften Lebensmitteln, mitunter auch in Milchbars, seltener in Gaststätten, die in Dörfern in der Regel ohnehin nicht vorhanden waren, oder wurde von freundlichen Einheimischen versorgt. Bigos war nicht so mein Fall, aber ich erinnere mich an eine phänomenale Hechtsuppe in Lidzbark Warmiński (oder Augustów?).

Die Sommerreise 1976 hat auf mich nachhaltigen Eindruck gemacht. Ungeachtet der Beskid-Episode empfand ich auch die Attitüde diverser anderer Staatsorgane mir gegenüber wenn nicht gerade herzlich, so doch geschäftsmäßig – gänzlich anders als das frostige bis bedrohliche Gebaren, das ich in der DDR und der UdSSR erfahren hatte. Das spätstaatssozialistische Polen stellte sich mir als touristenaffines und preiswertes Land mit kontaktfreudigen und gastfreundlichen Bewohnern dar. Bereits 1978 habe ich daher einen weiteren Urlaub in Polen verbracht, vornehmlich in Breslau und Krakau – jetzt allerdings mit dem Auto und diesmal ohne näheren Kontakt mit der Miliz ...

Die Kraft des Dokuments – Bilder aus Polen



Der Fotojournalist Stanisław Jakubowski fängt mit seinen Schwarz-Weiß-Fotografien seit den 1950er Jahren die Zeitgeschichte Polens ein. Jakubowskis

Bilder sind wie Reportagen: Sie erzählen aus dem Alltag der Bevölkerung; dabei bilden sie Streiks, Lebensmittelknappheit und die schwere Arbeit in den Steinkohle-Bergwerken Schlesiens genauso ab wie Momente der Freude während eines Betriebsausflugs oder beim Papstbesuch im Jahre 1979. Jakubowski dokumentiert mit seiner Arbeit Ereignisse, die die gesamte polnische Gesellschaft bewegten.

Die Aufnahmen sind dynamisch, erzeugen Nähe und haben auch internationales Interesse erregt: Als erster polnischer Fotograf gewann Jakubowski 1969 den Wettbewerb World Press Photo mit einer Fotoreihe über die Rettung von 119 Bergbauarbeitern, die für drei Tage in dem Kohlebergwerk »General Zawadzki« im schlesischen Dąbrowa Górnicza unter der Erde festsaßen. In Polen wurde er 1973 zum Fotojournalisten des Jahres gekürt, ein Jahr später zum Fotojournalisten des Jahres der Centralna Agencja Fotograficzna (CAF).

Das Muzeum Śląskie in Katowice widmete ihm 2014 die Ausstellung »Siła dokumentu. Stanisław Jakubowski. Fotografia« [Die Kraft des Dokuments. Stanisław Jakubowski. Fotografien], kuratiert von Danuta Kowalik-Dura.

Die hier aus der Ausstellung ausgewählten Fotos zeigen Polen in den 70er und 80er Jahren, Eindrücke also ähnlich denen, die Stefan Troebst auf seiner studentischen Reise vorgefunden haben mag.

stellen verschiedene, für die am GWZO kooperierenden Disziplinen typische Quellen vor – und den Umgang mit ihnen. Solche Fundstücke, Elementarteilchen der Forschung, können Scherben sein, ein Burgwall, ein Bild, eine Skulptur, ein Kleinod, eine Urkunde, Briefe, eine Filmszene oder ein Interview.

Cinematographisch-historisches Itinerar la București

Auf einem alltäglichen Weg durch die Innenstadt von Bukarest stieß der Literaturwissenschaftler STEPHAN KRAUSE auf zahlreiche Spuren des rumänischen Kinos in Geschichte und Gegenwart und vor allem auf eine Gedenkplatte für die erste Filmvorführung in Rumänien

Am 27. Mai lud die UCIN, Uniunea Cineaștilor din România, die Union der Kinoschaffenden in Rumänien zur Gala in den Studiosaal des Bukarester Nationaltheaters am Bulevardul Nicolae Bălcescu, gleich neben dem Hotel Intercontinental im Stadtzentrum, wo sich 1989 Barrikaden befanden. Dies wird in Radu Munteans (*1971) *Das Papier wird blau sein (Hirtia va fi albastră, 2006)* unter anderem über den schlecht funktionierenden Funk an die Milizpatrouille durchgegeben, deren ›Irrfahrt‹ der Film erzählt. Der Abend im Nationaltheater – auf der Einladung das Stichwort ›Dresscode *ținută de seară*‹ – Abendgarderobe – stand ganz im Zeichen der glanzvoll-glamourösen Preisverleihung in ›klassischen‹ Kategorien wie Regie, Drehbuch, beste weibliche Haupt- und Nebenrolle, beste männliche Haupt- und Nebenrolle, Maske sowie Dokumentarfilm, Kurzfilm und Animationsfilm. Die UCIN-Awards gehören mit den Premiile Gopo, den Gopo-Preisen, benannt nach dem Regisseur und *fondateur* des rumänischen Trickfilms Ion Popescu-Gopo (1923–1989), zu den wichtigsten Auszeichnungen in der rumänischen Filmwelt.

Auf dem Weg vom Universitätshotel auf dem Campus am Bulevardul Mihail Kogălniceanu zur UCIN-Gala liegen viele Orte der rumänischen Filmgeschichte. Jener Grand Boulevard heißt weiter in Richtung Osten schon am Cișmigiu-Park nach Königin Elisabeth von Rumänien (1843–1916) Bulevardul Regina Elisabeta, die unter dem Namen Carmen Sylva als Dichterin hervortrat. Ihre auf Deutsch verfasste Erzählung *Die Hexenburg* (1882) wurde von Paul Călinescu (1902–2000) 1946 in dem Kurzfilm *Die Blume der Königin (Floarea reginei)* bearbeitet. Dass diese Straße in ihrer Blütezeit als Kinomagistrale (›artera cinematografilor‹) bekannt war, lässt sich heute nur mehr nachlesen. Das Capitol, ein Kino und Theater mit der Hausnummer 36, erfährt seit einigen Jahren eine kulturelle Wiederbelebung. Am deutlichsten aufs Kino aber verweist noch Hausnummer 26, wenige Schritte von der Calea Victoriei entfernt. Das Gebäude trägt keine jener roten Plaketten, die das ›seismische‹ Einsturzrisiko

anzeigen. Bei dem schweren Erdbeben am Abend des 4. März 1977 war am Boulevard auch ein Kino eingestürzt. In Buchstaben, die einmal orange waren, steht an der historistischen Fassade »cinematograful București« und bezeichnet so noch das einstige Filmtheater, wo aber seit 2004 keine Filme mehr laufen. Fünf griechische Gottheiten wachen als Fassadenstatuen noch über die Filmkunst; ihre Namen wie *credits* auf einer kleinen Tafel, die den Bau als Denkmal ausweist: Regie und Drehbuch: »Artemis«, Kamera: »Apollon«, Schnitt: »Aphrodite«, Ausstattung: »Herakles«, Ton: »Orpheus«.

Nach Südosten hin liegt Lipsani, das nach rumänisch Lipsca – Leipzig benannte Innenstadtviertel, wo wenigstens seit dem 16. Jahrhundert Händler von der Pleiße ihre Waren feilboten und wohindurch die strada Doamnei führt, an der 1909 als erstes Bukarester Kino überhaupt das Volta eröffnete (das älteste durchgehend bespielte Filmtheater der Welt ist ja das Kino Pionier 1907 in Szczecin, in Betrieb seit 114 Jahren).

Am Platz der Trikolore (Piața Tricolorului) scheint eine riesenhafte Filmkulisse zu stehen, denn ein gebäudehohes Plakat in Blau-Gelb-Rot commemoriert dort das rumänische *centenar* (1918–2018) und verdeckt die mächtige Neorenaissancefassade des Offiziersclubs, bis 1989 »Haus der Armee« (Casa Centrală a Armatei), wo sich heute neben Prunksälen das Nationale Militärmuseum sowie die Militärbibliothek befinden. Die Calea Victoriei hinauf geht es in Richtung Norden. Gleich rechter Hand liegt das Odeon, ein Theater, das von 1946 bis 1990 Teatrul Muncitoresc C.F.R. Giulești, Theater der C.F.R.-Eisenbahner Giulești hieß, und dessen Bühne im Stadtteil Giulești zum soeben abgerissenen Fußballstadion von Rapid București gehörte. Ebenfalls rechter Hand an einem Eckgebäude mit der Adresse Calea Victoriei 46, dessen 560 m² Ladenfläche im Erdgeschoss ungenutzt sind, befindet sich eine metallene Gedenkplatte, an der sich die kinematographiehistorische Bedeutung dieses eher unscheinbaren Ortes ablesen lässt:

»Hier fand am 27. Mai 1896 im Salon der Tageszeitung *L'Indépendance roumaine* die erste Vorführung eines Kinofilms in unserem Land statt. Die Union der Kinoschaffenden in Rumänien und der Rat der Hauptstadt enthüllten diese Gedenkplatte zum 100. Jubiläum des rumänischen Kinos. 1896 – 1996. «
[Übersetzung S.K.]

Die Platte verweist auf *L'Indépendance roumaine*, mit einem Verschreiber im französischen Wort für »Unabhängigkeit« – Jacques Derrida (1930–2004) »zu Ehren« mit e statt a. Diese 1876 zuerst aufgelegte *Tageszeitung für Politik, Wirtschaft und Literatur* (*Quotidien politique, économique et littéraire*) war eines der drei täglich in Bukarest erscheinenden französischsprachigen Blätter. Heute steht das Verlagsgebäude nicht mehr. Ein Wohnhaus aus den 1980er Jahren hat den Platz eingenommen. Einige der ersten Filme der Kino-



pioniere Louis und Auguste Lumière (1864–1948, 1862–1954) wurden dort vorgeführt, nur fünf Monate nachdem dies in Paris geschehen war, betont Călin Căliman (1935–2018) in seiner *Istoria Filmului Românesc (1897–2017)* (*Geschichte des rumänischen Films*). Das Programm jenes Abends bestand aus *Repas de bébé*, *Bicycliste*, *Nîmes*, *sortie de l'église*, *Place de l'Opéra* und *L'arrivée d'un train à La Ciotat*, die »einen tatsächlich glauben lassen, dass dies die Realität ist«, schrieb Mihail Văcărescu alias Claymoor (1842/43–1903), der erste rumänische Filmkritiker.

Ein Stückchen weiter nach Norden erhebt sich linker Hand ein glatt blau verglaster, zwölf Etagen hoher Gebäudekörper, der ein Hotel beherbergt. Als Blickfang und Zierde ist diesem ein weißer neobarocker Portikus vorgelagert, der die Rekonstruktion des Haupteingangs des

1852 eröffneten Nationaltheaters darstellt. Es wurde am 24. August 1944, einen Tag nachdem Rumänien das Bündnis mit Hitler verlassen hatte, durch die deutsche Luftwaffe zerstört. Auf dem Theaterplatz gab es in den späten 1890er Jahren Freilichtkinoveranstaltungen. Die Filme wurden an die Casa Török an der Nordseite des Platzes projiziert. Voraus liegt die Piața Revoluției, einer der *hauts lieux* der Rumänischen Revolution 1989, wo Nicolae Ceaușescu (1918–1989) am 21. Dezember 1989 vom Balkon des ZK-Gebäudes vor laufenden Fernsehkameras nach massiven Zwischenrufen jenes »Ălo, Ălo ...« ins Mikrofon sprach, das sein historisches Scheitern als Illokution offenbarte, bevor er seine Helikopterflucht (22.12.1989, 12:08 Uhr) auch nur angetreten hatte. Dieses Davonfliegen war nicht ›filmreif‹, sondern allenfalls hektisch telegen, was bei Muntean in den allgegenwärtigen Fernsehapparaten wiederkehrt und wonach indirekt auch Corneliu Porumboiu (*1975) 12:08 – *Östlich von Bukarest* (*A fost sau n-a fost?*, 2006) fragt. Im Fernsehen läuft heute eher Fußball und in etwa einem Kilometer Entfernung leert sich der Studio-

saal. Beim Empfang nach der 47. UCIN-Gala wird mit rotem und weißem Sekt auch auf die erste Filmvorführung auf rumänischem Boden angestoßen, auf den Tag genau 123 Jahre danach.

Der Literaturwissenschaftler **STEPHAN KRAUSE**, Abteilung »Kultur und Imagination«, gibt in der Reihe *Klassiker des osteuropäischen Films* die Bände zum ungarischen (2019) und zum rumänischen (in Vorbereitung) Film heraus. Er forscht zur Literatur des östlichen Europa und schreibt derzeit die Monographie *Richard Wagner in Ungarn*.



– im Jahr seines 65. Jubiläums hat unser Mitherausgeber und stellvertretender Direktor des Instituts Stefan Troebst in dieser Sonderrubrik selbst das Wort. MITROPA und das ganze GWZO gratulieren herzlich dem verdienten Osteuropahistoriker, den nicht nur profunde Kenntnisse in den erstaunlichsten Teildisziplinen auszeichnen, sondern nach wie vor und hoffentlich noch lange Erzähl- und Reiselust unter globalen Prämissen!

My Globalization

STEFAN TROEBST

Mit dem das Mikrofon schwingenden Roger Daltrey von The Who kann ich zwar relativ eindeutig *My Generation* als diejenige der in den mittleren 1950er Jahren Geborenen und weitgehend ideologieresistenten Post-68er benennen, aber eine Antwort auf die Frage, wann eigentlich die Globalisierung in mein Leben getreten ist, fällt deutlich schwerer: Als Schüler und Student in der alten Bundesrepublik stellte sich diese Frage selbst zu Zeiten von Ost-West-Konflikt und Vietnamkrieg nicht – obwohl in meinem Fall »der Osten« die 1970er Jahre hindurch reales Ziel von Autopsie wurden, sei es als Russisch lernender Gymnasiast in Gestalt von Sprachkursen in der Führungsmacht UdSSR, sei es als Rucksacktourist in Form von Reisen per Autostopp durch die Volksrepubliken Bulgarien, Rumänien, Ungarn und Polen, auch in derjenigen eines Urlaubs im Epochenjahr 1968 im zwischen den Blöcken changierenden Jugoslawien. Als Student an der Freien Universität (West-)Berlins lockten dann der als »Hauptstadt der DDR« firmierende exotische Ostteil der Stadt sowie die von Freunden bewohnten DDR-Bezirke Leipzig und Dresden, später dann auch, mit substantieller Hilfe des Deutschen Akademischen Austauschdienstes, wiederum Bulgarien und Jugoslawien sowie neuerlich die USA. Eine persönliche Inaugenscheinnahme von Ozeanien, Afrika, Mittel- und Südamerika oder Zentral-, Süd- und Ostasien, Arktis und Antarktis, auch des Mittleren Ostens ergab sich nicht. Mit anderen Worten:

Eurozentrismus dominierte – mit gewissen transatlantischen und eurasischen Einsprengseln.

Was natürlich nicht heißt, dass es keinen Kontakt zum nicht bereisten Rest der Welt gab. In der Midwest-Idylle der Indiana University in Bloomington war mein Zimmergenosse im Wohnheim für Graduate Students aus Izmir und unsere Flurnachbarn kamen aus Beirut, Sapporo und einem Navaho-Reservat. Mein Mitbewohner eines bald angemieteten campusnahen Sperrholz-Plastik-Hauses war aus dem Iran, und an der Universität Uppsala saß ich in einem Büro gemeinsam mit einem Doktoranden der Geographie aus Eritrea.

Aber hat mich das globalisiert? Schwer zu sagen, doch kann ich in der Retrospektive zumindest einen nachhaltigen Globalisierungsschub identifizieren, nämlich eine mehrjährige Tätigkeit Ende der 1970er Jahre jeweils in den Semesterferien als Russisch-Übersetzer in einer mittelständischen schwäbischen Werkzeugmaschinenfabrik. Deren Hauptprodukt waren lochkartengesteuerte Drehautomaten, die von sogenannten Stangenlade-Magazinen zentral »gefüttert« wurden, um im Minutentakt komplizierte Metallteile im Millimeter-Maßstab für die Automobil- und Rüstungsindustrie sowie zu medizinischen Zwecken auszuwerfen. Das war seinerzeit ein westdeutscher Weltmarktschlager.

Mein Arbeitsplatz befand sich im noblen Technischen Büro, einem von kaum Schall isolierenden Stellwänden unterteilten und mehrere hundert Quadratmeter umfassenden Raum mit etwa 50 Menschen.



Damals galten Großraumbüros als letzter Schrei. Wenn die zahlreichen Techniker die Servicetelefone für Teile der Produktpalette der Firma bedienten, schwirrten Ortsnamen wie Mexico City, Kairo, Johannesburg, Singapur, Lahore, Adelaide und Pittsburgh durch den Raum. Auch hatte diese patriarchalisch geführte Firma etliche Produktionszweigstellen in aller Welt, zu denen der Kontakt ebenfalls lautstark telefonisch gehalten wurde – das Faxgerät war zwar bereits erfunden, aber noch nicht verbreitet.

Das Kontrastprogramm der »glokalisierten« Art zu dieser Internationalität war der im Großraumbüro pünktlich um neun Uhr eintreffende Frühstückswagen, der ausschließlich regionale Produkte wie Landjäger, Leberkäse und Laugenwecken mit Fleischsalat



enthielt. Büroweite Erregung entstand jeweils um 11:59 Uhr, da dann die gesamte Belegschaft im Startblock zur Kantine stand und gebannt auf das Vorrücken des Minutenzeigers der Wanduhr wartete. Denn die Firmenleitung hatte in klugem Kalkül einen echten Sterne-Koch als Chef der Werkskantine eingekauft, um dergestalt die Motivation der »Weißkittel« (und natürlich auch der »Blaumänner«) hochzuhalten – mit allseits durchschlagendem Erfolg. Die Diplom-Ingenieure,

die gerade eben noch eine halbe Stunde in gebrochenem Spanisch einem Berufskollegen in Buenos Aires erklärt hatten, wie er die Werkzeuge seines Drehautomaten-Veteranen zu schleifen habe, machten sich jetzt gleich den technischen Zeichnerinnen, Lageristen und Bandarbeitern wolfsmäßig über Gaisburger Marsch oder, wahlweise, Zwiebelrostbraten mit Spätzle her – vegetarische, geschweige denn vegane Alternativen waren seinerzeit mangels Nachfrage nicht im Angebot. Nach der anderthalbstündigen Mittagspause zurück im Technischen Büro stand dann das Telefonat mit dem Oxfordenglisch parlierenden Betriebsleiter im indischen Bangalore oder mit einem lusophonen Schnellsprecher im brasilianischen Belo Horizonte an.

Vor allem aber ging es um die seinerzeit noch gemäß Nationalhymne »unverbrüchliche Union sowjetischer Republiken«, abgekürzt UdSSR. Denn diese war mit großem Abstand der damalige Hauptkunde der Firma, da Staats- und Parteichef Leonid Breschnew ein Ressourcen verschlingendes landesweites Prestige-Projekt verfolgte: Von 1969 an wurde auf einer Fläche von 57 Quadratkilometern am Ufer des Wolgazuflusses Kama ein gigantisches LKW-, Panzer- und Motorenwerk, *Kamskij Avtomobil'nyj Zavod*, abgekürzt KamAZ, in den tatarischen Sumpf gestampft. In Rekordzeit gebaut, nahm es bereits 1976 die Produktion auf. Parallel dazu wurde unmittelbar vor den Werkstoren eine für 350.000 Bewohner konzipierte Arbeiter-Schlafstadt namens Nabereschnyje Tschelny hochgezogen. Diese wurde nach dem Tod des Initiators 1982 dann passenderweise in Breschnew umbenannt, aber schon 1988, zu Perestroika-Zeiten, rückbenannt. Heute hat Nabereschnyje Tschelny über eine halbe Million Einwohner, ein spektakuläres Delfinarium sowie ein ebenso ungewöhnliches wie originelles Monumental-Denkmal für den regimekritischen sowjetischen Liedermacher Wladimir Wyssozki; KamAZ hat mittlerweile den zweimillionsten LKW produziert – über die Zahl der bis heute dort hergestellten Kampfpanzer liegen keine verlässlichen Zahlen vor; und der FC KAMAZ Nabereschnyje Tschelny spielt mäßig erfolgreich in der zweiten Fußballliga Russlands.

Um sowjetische LKWs und Panzer zu bauen, brauchte man neben hunderten in Reihen aufgestellten schwäbischer Drehautomaten und den diese

beständig mit Materialnachschub versorgenden besagten Stangenlade-Magazinen für einen reibungslosen Produktionsbetrieb vor allem drei Dinge: Ersatzteile, Verschleißteile und Schnellverschleißteile. All das, die etwa eine Tonne schweren Automaten, die genannten Teile plus technischer Dokumentation in russischer Sprache sowie Spezialwerkzeug zum Aufbau der Maschinen, wurde in große, eigens gezimmerte hölzerne Transportkisten verpackt, deren Beschriftung in russischer Kyrilliza zusätzlich zu meinen Übersetzungsaufgaben meiner Überwachung unterlag. Hauptproblem dabei war der Umstand, dass die mit großen Schablonen hantierenden ortsansässigen Beschriftler den Unterschied zwischen den kyrillischen Buchstaben Э und З, ИИ und ИЦ, У und Ч und anderen häufig nicht erkannten – mit der Folge, dass etwa statt des Adjektivs »Электрическое« Buchstabensalat vom Typ »Электриуеское« aufgesprüht wurde. Da hieß es dann: da capo!

Geholfen hat die sorgfältige Verpackung samt korrekter Beschriftung wenig, denn die firmeneigenen Ingenieure und Techniker, die zur Installation der Maschinen die 3.000 Kilometer von Stuttgart-Echterdingen via Frankfurt am Main und Moskau nach Kasan und weiter nach Nabereschnyje Tschelny flogen, berichteten regelmäßig, dass die Kisten aufgebrochen, das Werkzeug verschwunden und von der Dokumentation nur noch das Papier, nicht mehr hingegen die Aktenordner der Firma Leitz vorhanden waren. Letztere waren zuvor anderweitigen und wohl dringenderen Verwendungen im Mega-Kombinat KamAZ zugeführt worden.

Meine ganz persönliche schwäbisch-sowjetische Transnationalisierungschance wurde mir von der Firmenleitung allerdings verweigert: Denn ich durfte nie gemeinsam mit den hauseigenen Experten an die Gestade der Kama reisen, auch nicht später nach Moschaisk bei Moskau, wo die Weltmarkt beherrschenden Drehautomaten aus dem Filstal gynäkologische Präzisionsinstrumente zum Allunionsgebrauch produzierten. Aber warum nicht? Mutmaßlich weil ich kein Angestellter, sondern nur ein, wenn auch exzeptionell gut bezahlter, Ferienarbeiter war, möglicherweise auch weil mangels eines regulären Arbeitsvertrages Visa- und Versicherungsprobleme

aufgetreten wären. Aber auch mein damaliges jungendliches Alter von Anfang Zwanzig hat wohl eine Rolle gespielt. Der Leiter des Technischen Büros und Chefkonstrukteur der Firma hat mich zwar mit der persönlichen Betreuung der sowjetischen Abnahme-Ingenieure nicht nur während der Dienstzeit, sondern häufig auch an Wochenenden betraut – Ballonfahrten über die Schwäbische Alb, Kino-Besuche samt Flüsterübersetzung (*Krieg der Sterne*, *Hair*, *Im Geheimdienst Ihrer Majestät* und andere), diskrete, aber verlässliche Versorgung mit importiertem Moskovskaya Vodka und heimischem Kirschwasser sowie stangenweise filterlosen Zigaretten. Aber an manchen Wochenenden wurde mir unmissverständlich bedeutet, dass diesmal meine gut dotierten Zusatzdienste nicht erforderlich



sein, da der Chauffeur des Firmenpatrons die Betreuung der Genossen aus dem Lande Lenins direkt übernehme. Am kommenden Montagmorgen wurde dann im Großraumbüro vom Drei-Farben-Haus gemunkelt – dem städtisch betriebenen Bordell im nahen Stuttgart.

Mein Verhältnis zu den verschiedenen sowjetischen Prüflingen – Ingenieurinnen wurden nicht an den klassenfeindlichen Albrauf geschickt – war sachlich, blieb aber weitgehend unpersönlich.

Das Thema Politik wurde zwar beiderseits sorgfältig vermieden, aber selbst zu regionaler Herkunft, Berufsweg oder Familienstand gaben die nie allein, sondern immer in Zweier- oder Dreiergruppen anreisenden Gäste aus dem Arbeiter- und Bauern-Imperium kaum Auskunft. Unverkennbar war ihnen schleierhaft, warum ein zumindest halbwegs intelligenter junger Westdeutscher wie ich freiwillig seinen beruflichen Spezialisierungsschwerpunkt auf Slawistik und Osteuropastudien legte. Auch dass ein Ferienarbeiter als Mittler zwischen ihnen und der Konstruktionsabteilung fungierte, war ihrem hierarchischen Denken fremd. Etliche von ihnen ließen durchblicken, dass sie mich, ungeachtet meiner Jugendlichkeit, für einen hauptamtlichen Mitarbeiter eines westlichen Geheimdienstes, auf jeden Fall aber für ein zwielichtiges Individuum, womöglich mit zaristischen Vorfahren, hielten. Für ein Überwinden dieses Misstrauens sah ich damals keine Möglichkeit, denn jeglicher Smalltalk, bei dem ich die Sprache auf die sowjetische Lebenswirklichkeit brachte, wurde als Aushorchen interpretiert. Und feindseliges Schweigen trat anlässlich eines Umtrunks ein, bei dem ich die ausgebrachten völkerfreundschaftlichen Toasts »Auf den Weltfrieden!« und »Auf unsere Frauen!« ohne jegliche Hintergedanken mit dem vorrevolutionär-russischen Trinkspruch »Gebe Gott, dass dies nicht der letzte (Schluck) sei!« erwiderte. Dass jeweils mindestens einer der sowjetischen Ingenieure berichtspflichtiger Zuarbeiter des Komitees für Staatssicherheit beim Ministerrat der UdSSR (KGB) und/oder des Militärnachrichtendienstes (GRU) war, lag selbst für mich, trotz meiner altersbedingten Naivität, auf der Hand – was das unkommunikative Verhalten der anderen teilweise erklärte.

»Meine« nordwürttembergische Firma hat sich zwar im globalen Wettbewerb noch eine Zeitlang gut behauptet, hat aber die Attacke der Digitalisierung nicht überlebt – gleich der Mehrzahl ihrer ebenfalls in der Region ansässigen Konkurrenten. Ungeachtet der Mechanismen von Marktwirtschaft und weltweiten Produktionsketten tat mir der 1997 erfolgte Konkurs dieses vormals innovativen Akteurs auf dem Weltmarkt in gewisser Weise leid, und dies nicht nur wegen der phänomenalen Kantine, des angenehmen, da kooperativen sowie multikulturellen und pluridialektalen

Klimas im Großraumbüro (Einheimische, Donauschwaben, Ostpreußen, Siebenbürger Sachsen und Deutschböhmen, sogar eine Badenerin und ein Bayer) sowie der Möglichkeit zum kostenlosen Kopieren tausender Seiten von Standardliteratur zur Geschichte des östlichen Europa für mein Studium – sondern vor allem wegen der mir persönlich bekannten sowie der zahlreichen unbekanntenen der 1.100 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Firma, die in den Vorruhestand gezwungen wurden, arbeitslos wurden oder weiter entfernte Arbeitsplätze fanden. Immerhin wurden 450 von ihnen von einem Konkurrenten in der nahe gelegenen Kreisstadt übernommen.

Auch wurde seit der Jahrtausendwende die im Kalten Krieg begonnene transregionale Kooperation von württembergisch-pietistischer Ethik mit wolgotatarisch-muslimischem Arbeitsethos deutlich reaktiviert: Die Daimler AG in Stuttgart hält mittlerweile eine 15-prozentige Beteiligung an der zwischenzeitig insolvenzgefährdeten KamAZ AG in der 1992 proklamierten Teilrepublik Tatarstan der Russländischen Föderation; die weltweit tätige Firmengruppe Liebherr baut nicht nur Krane, sondern neuerdings auch Dieselmotoren für KamAZ; und die Zahnradfabrik Friedrichshafen am Bodensee liefert Getriebe nach Nabereschnyje Tschelny. Man kennt sich eben von früher.

Von diesen aktuellen Entwicklungen abgesehen, läuft mir meine schwäbische Globalisierungskatze mitunter auch ganz direkt über den Weg: Meine Kölner Historikerkollegin Esther Meier hat 2016 unter dem Titel *Breschnews Boomtown* eine profunde Monographie zur Geschichte der Automobil-Pflanzstadt Nabereschnyje Tschelny vorgelegt, die Bremer Osteuropahistorikerin Susanne Schattenberg hat 2017 eine packende und erstaunlich emphatische Breschnew-Biographie veröffentlicht, und im September 2018 sah ich vor einem Industriebetrieb im armenischen Gjumri neben zahlreichen ramponierten KamAZ-LKWs sowjetischer Baujahre auch einen 25-Tonnen-Kipper des KamAZ-Typs 65802 – ein seit 2016, dem 40. Jahr der Kombinatgründung, produzierter Dreiachser mit Allradantrieb und schnittiger Front, der einem Scania oder MAN in nichts nachsteht. War also mein höchst bescheidener persönlicher Globalisierungsanteil aus den 1970er Jahren doch nicht ganz folgenlos?



Wissenschaft & Öffentlichkeit

zeigt Ausstellungen mit Beteiligung des GWZO an, versammelt Reaktionen der Öffentlichkeit und zitiert aus Presseartikeln, in denen Veranstaltungen des GWZO besprochen werden oder sich unsere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu Wort melden.

Das GWZO hat sich in der Vergangenheit einen Namen mit großen Kunstschauen in internationalen Museen gemacht, in denen Forschungsergebnisse einem interessierten Publikum gezeigt wurden. Auch aktuell wird im Haus an einem mehrjährigen europäischen Ausstellungsprojekt gearbeitet. Diesmal stehen unter dem Titel *bellum et artes* Krieg, Kunst und Diplomatie in Mitteleuropa während des Dreißigjährigen Kriegs im Fokus. Doch noch bevor diese Ausstellungsreihe 2021 in Dresden ihren Auftakt erleben und dann durch Europa ziehen wird, sind weitere forschungsbasierte Ausstellungen zu sehen. Zum Teil entstehen sie direkt am Haus, zum Teil ist das GWZO co-kuratierend oder beratend beteiligt. Was Sie in den nächsten Monaten erwartet, darüber informiert, wie üblich, unser Ausstellungskalender.

Das GWZO stellt aus

Zwei Projekte, in denen sich Wissenschaft und Öffentlichkeit begegnen, wollen wir im Folgenden besonders hervorheben.

Die Ausstellung *Das verschwundene Leipzig* ist aus einem Seminar mit Studierenden der Kunstgeschichte an der Universität Leipzig hervorgegangen und kann inzwischen auch online besucht werden (<https://www.kulturstiftungleipzig.de/2020/01/17/das-verschwundene-leipzig/>). Durch drei Jahrhunderte Stadtentwicklung kann man hier anschaulich verfolgen, welche Prinzipien von Abriss und Neubau zur Anwendung kamen.

Auch die Kooperationsausstellung *Leninrad-ski feminism 1979* geht auf das Forschungsinteresse junger Menschen zurück. Zu ihrer Erarbeitung sind internationale Aktivist*innen der feministischen Szene virtuell und für ein »travelling seminar« zusammengekommen und haben Zeitzeuginnen der 1970er/80er Jahre zu deren Erinnerungen befragt.

Entstanden ist eine Schau auf Deutsch und Russisch, die visuell und akustisch von einem entscheidenden Jahr in der Geschichte des russischen Feminismus erzählt. Wir berichten auf den folgenden Seiten von der Ausstellungseröffnung und vom großen Interesse, das diese Wanderausstellung hervorrief.

Das GWZO zum Nachhören

In der Sendereihe Forschungsquartett berichtet das online-Radio detektor.fm regelmäßig Neues aus den laufenden Forschungen des GWZO. Die Sendungen stehen in der Folge als Podcasts bei detektor.fm, auf den üblichen Plattformen und in unserer Mediathek zum Nachhören zur Verfügung.

GWZO-Podcasts 2019/2020

Forschungsquartett | Populismus in Tschechien und der Slowakei. Freund oder Feind? 26.03.2020

- > <https://detektor.fm/wissen/forschungsquartett-populismus-mittelosteuropa>

Forschungsquartett | Eine neue Geschichte der alten Sachsen. 14.11.2019

- > <https://detektor.fm/wissen/forschungsquartett-eine-neue-geschichte-der-alten-sachsen>

Forschungsquartett | Burgundische Weinlese zeigt Klimawandel. In vino veritas. 26.09.2019

- > <https://detektor.fm/wissen/forschungsquartett-burgundische-weinlese-klimawandel>

Forschungsquartett | Kollektiv- und Kommunehäuser in Europa. Architektur als Waffe. 16.05.2019

- > <https://detektor.fm/kultur/forschungsquartett-kommunehauser-europa>

St. Petersburg und der russische Feminismus

DIANA LUCIA FEITSCH

Als mich meine Kollegin Susanne Jaeger im Dezember 2019 fragte, ob ich im Januar 2020 an ihrer Stelle nach St. Petersburg reisen möchte, um der dortigen Vernissage der Ausstellung *Leninogradski Feminism 1979* beizuwohnen und diese zu dokumentieren, gab es nur eine Antwort: »Ja!« Dass ich weder Russisch spreche noch das kyrillische Alphabet lesen kann, schreckte mich nicht ab. Nach den erforderlichen Recherchen zu Einreise und Visabeantragung hielt ich das E-Visum sehr schnell in den Händen und konnte alles Weitere vorbereiten. Wenige

Wochen später stand ich am Flughafen in Berlin und wunderte mich, als ich dort mit lediglich zwei weiteren Fluggästen am Check-In wartete. Eine Frau mittleren Alters, die darüber genauso verwundert schien wie ich, sprach mich auf Russisch an, merkte aber schnell, dass ich sie nicht verstehen konnte. Daraufhin nickte sie verständnisvoll, sagte: »Gut, gut«, und tätschelte mir die Schulter. Zwei Stunden später saß ich auf kalten blauen Ledersitzen, die bei jeder Bewegung knarzten, in der so gut wie leeren Maschine nach St. Petersburg.

Nach meiner Ankunft kam es bei der Einreisekontrolle zu einem Stopp. Meine Unterlagen wurden intensiv geprüft, die Fotos von E-Visum und Reisepass genauestens mit meinem Gesicht abgeglichen, das kaum über den Schalter ragte. Als nach mehreren Minuten unter den strengen Blicken der russischen Beamtin offensichtlich noch immer kein zufriedenstellendes Ergebnis erzielt war, begann ich, unruhig zu werden. Mir war bewusst, dass eine Verweigerung meiner Einreise durchaus möglich wäre, gleichzeitig schien mir das abrupte Ende meiner Reise an dieser Stelle jedoch völlig abwegig zu sein. Ein weiterer durchdringender



Blick, dann vernahm ich ein leises Schnauben und anschließend »klack, klack, klack«: die Beamtin tippte mit ihren langen Fingernägeln auf einem Telefon herum. Noch einmal warf sie einen strengen Blick auf mein Gesicht, meinen Reisepass und mein E-Visum, dann sprach sie mit jemandem am anderen Ende der Leitung und winkte mich endlich durch. Mein erleichtertes »Spasibo!« verhallte ungehört im Terminal. Also weiter zum Zoll. Bepackt mit Infomaterial zur feministischen Ausstellung, versuchte ich, mich so neutral wie möglich zu verhalten, damit mein Gepäck auf keinen Fall geöffnet würde. Der Zollbeamte beschäftigte sich mit seinem Handy und sah mich im Gegensatz zu seiner Kollegin kaum an. Er schaute nur kurz in meinen Reisepass, sagte: »Ah Deutschland, gut gut, geh!«, und ließ mich passieren. Ich verließ den Flughafen und dachte: »Geschafft!

Auf ins Abenteuer!«. Das begann auch gleich mit der rasanten Fahrt mit einem Uber-Fahrer, der mir sagte, dass sein Englisch nicht so gut sei und mir deshalb in den nächsten 30 Minuten auf Russisch einen kleinen Einblick in die Stadtgeschichte gab. Ich war begeistert und dank *Google Translate* konnte ich ihn sogar verstehen, denn er sprach alles in die App auf seinem Handy, damit ich es auf Englisch lesen und darauf antworten konnte. »Clever!«, dachte ich, und führte auf diese Weise ein etwas ungewöhnliches, aber ausgesprochen anregendes Gespräch. Diese Strategie half mir noch das ein und andere Mal auf meiner Reise.

Am folgenden Tag traf ich mich einige Stunden vor der Vernissage mit der Kuratorin Olessja Bessmeltseva, um mir einen ersten Eindruck der zweisprachigen Plakat-Ausstellung *Leningradski Feminism 1979* zu verschaffen, zu fotografieren und die ersten Interviews zu führen. Die Ausstellung fand in Rosa's House of Culture (Dom Kul'tury Rozy) statt. Dabei handelt es sich um ein kleines Gebäude, das im Hof eines Betriebsgeländes liegt. Zutritt zu Rosa's House of Culture erhielten nur diejenigen, die einen geheimen Zahlencode kannten. Bei der Eröffnung der Ausstellung füllten sich die Räumlichkeiten des Kulturhauses trotzdem unglaublich schnell mit Besucherinnen und Besuchern jeden Alters. Es herrschte eine pulsierende Atmosphäre. Im großen Raum drängten sich die Menschen vor den Plakaten und diskutierten über die dargestellten Themen und Zeitzeugen-



berichte; in einem angrenzenden Aufenthaltsraum saß und stand das Publikum dicht aneinandergedrängt vor einem Bildschirm, auf dem Interviews mit bekannten russischen Feministinnen der 1970er Jahre gezeigt wurden. Das lebhafteste Interesse war beeindruckend und das Stimmengewirr immens. Nach einer Einführung in die Ausstellung durch die beiden Kurator*innen, Olessja Bessmeltseva und Philipp Venghaus, fand eine Podiumsdiskussion mit einigen Feminist*innen der ersten Stunde sowie Vertreter*innen der gegenwärtigen feministischen Bewegung statt, die ihre Erlebnisse und Erfahrungen schilderten. Die Zuschauer*innen filmten, fotografierten und beteiligten sich rege am Dialog. Danach ergriff ich die Chance, Meinungen des Publikums und der Protagonistinnen per Video einzufangen, von denen einige extra aus Frankreich, Korea,

Weißrussland und Amerika angereist waren. Die Begeisterung war allen stark anzumerken. Das Besondere an dieser Ausstellung ist, dass sie in aller Deutlichkeit zeigt, dass die Bewegung des russischen Feminismus bereits seit 40 Jahren besteht und wie sich diese vom westeuropäischen Feminismus unterscheidet. Dies beflügelte den angeregten Austausch zwischen den russischen Feminist*innen der damaligen und der heutigen Generation. Besonders bewegte die meisten an diesem Abend, dass das Thema nach so langer Zeit noch immer gleichermaßen aktuell und emotional geblieben ist und durch die öffentliche Präsentation der Bewegung eine Plattform gegeben wird, sich vor Ort untereinander zu vernetzen und sich gegenseitig Impulse zu geben.

Bevor ich mich mit Philipp Venghaus für ein weiteres Gespräch am Tag nach der Vernissage traf, wollte ich mir noch die Eremitage anschauen. Unsicher, ob ich mich auf dem richtigen Weg dorthin befand, musste ich mich durchfragen, dabei traf ich auf eine Gruppe uniformierter Männer und zweifelte kurz, ob ich sie ansprechen sollte. Ich entschied mich dafür und hatte Glück: Sie waren sehr hilfsbereit und obwohl wir einander kaum verstanden, führte mich ein Uniformierter an die richtige Bushaltestelle und hielt acht seiner Finger hoch, um mir zu deuten, wie viele Haltestellen ich fahren musste, um an mein Ziel zu gelangen. Nett sind sie, die Petersburger! Ich stieg also in einen alten, ungeheizten Bus und fühlte mich sehr touristisch. Am Museum angekommen, schien der Andrang aufgrund der kalten Jahreszeit recht übersichtlich.



Doch dieser Eindruck täuschte, wie sich in den Ausstellungsräumen schnell zeigte. Neben der überwältigenden Anzahl von Sammlungsobjekten, faszinierte mich auch der unbändige Drang der Museumsbesucher*innen zur Selbstinszenierung. Ein Selfie nach dem anderen entstand: am gold-marmornen Treppenaufgang, zwischen den Skulpturen und in den Gemäldegalerien. Einige Stunden später, nach dem Interview mit Philipp Venghaus, schlenderten wir zusammen mit Olessja Bessmeltseva durch die nasskalten Straßen Petersburgs, sprachen über Geschichte und Architektur und stöberten in kleinen verwinkelten Läden nach Büchern und Souvenirs.

Die letzten Stunden in Petersburg nutzte ich für ein Treffen mit einer jungen Feministin, die ich bei der Vernissage kennengelernt hatte und die im Erarta-Museum für zeitgenössische Kunst arbeitet. Sie bot an, mir die aktuelle Sammlung russischer Künstler*innen zu zeigen, und stellte mir Objekte vor, die die Themen Politik, Feminismus, Umwelt, Geschichte und Neuinterpretationen (kunst-)historischer Kontexte aufgriffen. Wir sprachen über die Chancen und Schwierigkeiten, mit denen sich russische Feminist*innen konfrontiert sehen und stellten fest, dass es noch viel mehr Austausch geben sollte. Wir waren uns einig, dass Feminismus nicht statisch und homogen, sondern vielschichtig und dynamisch zu verstehen ist.

Wenig später saß ich zufrieden, mit neuen Eindrücken und einer Kamera voll mit Bildern und Interviews wieder auf den kalten, blauen Ledersitzen einer lauten russischen Maschine zurück nach Berlin.

Die angehende Kunsthistorikerin DIANA LUCIA FEITSCH arbeitet als studentische Mitarbeiterin in der Abteilung »Wissenstransfer und Vernetzung«. Sie unterstützt die Kolleginnen und Kollegen bei der Realisierung analoger und digitaler Ausstellungen.



Ausstellungskalender 2019/20

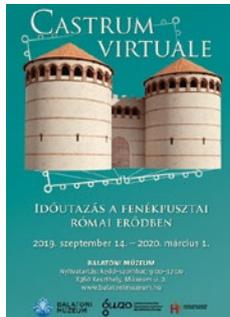
14.9.2019–15.3.2020

Balaton Múzeum Keszthely

Castrum Virtuale: Időutazás a fenékpusztai római erődben [Castrum Virtuale: Zeitreise in der römischen Festung von Fenékpuszta]

Kuratiert von Orsolya Heinrich-

Tamáská (GWZO), Roland Prien (HCCH) und Zsolt Vasáros (Budapest University of Technology and Economics)



18.1.–8.2.2020

Dom Kul'tury Rozy,
St. Petersburg

23.3.–7.4.2020

White Room Foundation,
Moskau

13.9.–13.12.2020

Frauenmuseum Wiesbaden

1.–23.12.2020

Gedenk- und Bildungsstätte
Andreasstraße, Erfurt



6.12.2019–29.3.2020

Galerie für Zeitgenössische
Kunst, Leipzig

Bewusstes Unvermögen – Das Archiv Gabriele Stötzer #3

Mit Unterstützung des GWZO, der Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle sowie dem Institut für Erziehungswissenschaften der Universität Leipzig

Kuratiert von Vera Lauf (GfZK) und Luise Thieme (UL)



Leningradski feminizm 1979. Eine Wanderausstellung zur Leningrader Frauenbewegung

Eine Kooperationsausstellung von GWZO, der Kulturwerkstatt »Zhaba« (Leipzig/St. Petersburg), der Benjamin-Joffe-Stiftung (St. Petersburg) und des Wissenschaftlichen Informationszentrums Memorial (St. Petersburg)

Kuratiert von Philipp Venghaus (GWZO/Leipzig) und Olessja Bessmeltseva (St. Petersburg)

Online

»Die unerträgliche Leichtigkeit des Haiku« – Der Künstler Karel Trinkewitz

Eine digitale Ausstellung des GWZO in Kooperation mit den Instituten für Slawistik der Humboldt-Universität zu Berlin und der Potsdamer Universität

Kuratiert von Christine Gözl (GWZO), Alfrun Kliems (Berlin) und Birgit Krehl (Potsdam)



Robert Suckale und die Kunstgeschichte des östlichen Europa – eine Erinnerung

Mit Robert Suckale verstarb am 13. Februar 2020 nach langer Krankheit eine Persönlichkeit der »68er-Generation«, die das Fach Kunstgeschichte prägte. Und auch das heutige Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa verdankt diesem großen Forscher und so überaus befähigten und ebenso lesenswerten wie »lesbaren« Autor wesentliche Impulse. Sein tiefgehendes Interesse für die Forschungsregion des GWZO hat gewiss auch etwas mit seiner Herkunft zu tun, denn geboren wurde Suckale am 30. Oktober 1943 in Königsberg/Ostpreußen.

Er studierte Kunstgeschichte, Klassische Archäologie und Lateinische Philologie des Mittelalters in Berlin (FU), Bonn, Paris und München. Hier wurde er 1970 mit den »Studien zu Stilbildung und Stilwandel der Madonnenstatuen der Île de France zwischen 1230 und 1300« promoviert.¹ Wer Suckale kannte, weiß, dass dieses Thema ihm zutiefst entsprach: Es verbindet die formale Finesse einer großen Kunstepoche, nuancenreiche Ikonographie, historische Rückbindung an die damals in Europa führende Kultur (die erste, auf die dieser Begriff auch historisch zutrif) mit ihrer vom Autor geliebten Sprache. Diese Forschungen haben sein weiteres Schaffen sozusagen grundiert. Zunächst wandte er sich dann zwei mitteleuropäischen Handschriften aus Kloster Metten zu (clm 8201 und clm 8201d aus den Jahren 1414/15), über die er 1976 habilitiert wurde. Die böhmische und die benachbarte bayerische mittelalterliche Kunst und vor allem auch ihre Verbindungen waren damit als Themen gesetzt – auch wenn die Arbeit erst 36 Jahre später im Druck erscheinen sollte.² In den späten 1970er Jahren anregender wirkten die beiden Aufsätze zu Peter Parler und zur Schönen Madonna von Sternberg, deren Rolle als frühes Hauptwerk des Schönen Stils nicht zuletzt Robert Suckale durch seine subtile Analyse untermauerte.³

1980 erhielt Robert Suckale den Ruf auf den neugegründeten Lehrstuhl für Kunstgeschichte der (später

so benannten) Otto-Friedrich-Universität Bamberg, einer Hochschule, die bereits eine jahrhundertelange Geschichte hinter sich hatte, nun aber als eine der letzten staatlichen Universitäten wieder beziehungsweise neugegründet wurde, und zwar in einer betont »egalitären« Struktur: Man führte zunächst ein fast mittelalterlich anmutendes System einzelner Lehrstühle ein, die freie, wenig institutsgebundene Entfaltung und enge Kontakte mit den Studierenden ermöglichten. Besser als im »fränkischen Rom«, das 1993 zum Weltkulturerbe ernannt wurde, ließ sich kaum forschen und studieren. Die Frische des damaligen Aufbruchs spiegelt sich in Suckales Werken: Hier entstanden sein mit Dieter Kimpel (1942–2015) verfasstes Hauptwerk zur gotischen Architektur in Frankreich⁴ und verschiedene fundamentale Aufsätze, unter anderem zur Bamberger Domsulptur und zur fränkischen Malerei vor Dürer.⁵ Letzteres Thema verfolgte er über ein DFG-Projekt (1995–2004) bis zu seinem späten zweibändigen Hauptwerk, erschienen 2009.⁶

Für die spätere Betätigung als externer Projektleiter am GWZO von besonderer Bedeutung war aber, auch wenn es das konkrete Thema zunächst noch nicht erahnen lässt, das Buch über die Hofkunst Kaiser Ludwigs IV. des Bayern, angelegt in Bamberg, erschienen nach dem Wechsel an die Technische Universität Berlin 1990.⁷ Hier wurde die Verwendung der Kategorien *Stil* und *Hof* neu fundiert: Stil wurde nicht mehr nur im Sinne des persönlichen künstlerischen Stils verstanden, Hof nicht mehr nur in der Bedeutung des engeren Zirkels um den Herrscher, sondern eines Netzwerks, das sich auch in der Kunst repräsentierte. Es ist also in jeder Hinsicht verkürzend, wenn über Robert Suckale heute manchmal so gesprochen wird, als habe er die alte Tradition »deutscher Stilkritik« vertreten. Gewiss, er wollte dieses ureigenste methodische Instrument der kunsthistorischen Methodik nicht aufgeben – der Verlust wäre immens und ist es ja zum Teil auch, da sich

derzeit weite Teile der heutigen Kunstwissenschaft vom Kunstwerk als formal gestalteter Entität abgewandt zu haben scheinen. Aber er wollte die Stilkritik in aller Tiefe historisieren, in einem soziologischen und auch kunsttechnologischen Rahmen verstehen, um sie so überhaupt erst fruchtbar zu machen. Ohne Suckales Nähe zur Denkmalpflege, zu Restauratoren wie Eike Oellermann und immer wieder zur Geschichte ist sein



Robert Suckale
(1943–2020)

überaus anregender Intensität, die oft über das Fach hinausgriff; man muss nur die Danksagungen seiner zahlreichen Schüler*innen in deren Abschlussarbeiten lesen. Und so dachte er sich auch die Forschung: als sich ergänzende Zusammenarbeit unterschiedlicher Individuen, keinesfalls ohne Lebensfreude und gemeinsames Feiern. Allerdings auch nicht ohne Ehrgeiz und fachlich-formalen Anspruch – nicht umsonst war Suckales Lebens- und Schaffensantrieb im Stonesong »I can't get no satisfaction« am emotionalsten und treffendsten gefasst. Noch bei der schon von der Parkinson-Krankheit geprägten großen Feier zum 60. Geburtstag war das der eigentliche Höhepunkt.

Die politische Wende 1989 war für den gebürtigen Ostpreußen, der mit seinen Studierenden schon zuvor, oft gegen systembedingte Widerstände, die DDR besucht hatte, die große Hoffnung auf ein zusammen-

Forschen nicht zu verstehen – und die Bamberger Universität ist auch durchaus in diesem Sinne gewachsen und gereift.

Insgesamt aber galt es im Fach Kunstgeschichte, die durch Emigration und Verfolgung in der Nazi-Zeit verarmte deutsche Wissenschaftslandschaft methodisch wiederzubeleben, nicht nur »den Muff von tausend Jahren« unter den Talaren, sondern möglichst auch die Talare zu beseitigen – eine Vorstellung, die angesichts der Renaissance alter Formen heute wieder sehr fern erscheint. Angesichts der heutigen universitären Situation mit durchgeplanten Curricula und oft genug ambitionstötendem Punktesystem, war Suckales Lehre von

wachsendes, sich seiner gemeinsamen Geschichte vergewisserndes Europa. Und so gelang es Ende der 1990er Jahre, in enger Zusammenarbeit mit Winfried Eberhard, dem Gründungsdirektor des GWZO, ein großes Forschungsprojekt der DFG am GWZO zu initiieren – *Die Jagiellonen – eine europäische Dynastie*. Von Beginn an war eine Ausstellung mit originaler Kunst geplant, die insbesondere auch dem westlichen Europa nach dem Fall des Eisernen Vorhangs Schätze und Bedeutung des östlichen Mitteleuropa möglichst authentisch nahebringen sollte. Es dauerte jedoch mehr als ein Jahrzehnt, bis sich, nach geduldiger Überwindung so mancher Widerstände, die Ausstellung *Europa Jagellonica. Kunst und Kultur Mitteleuropas unter der Herrschaft der Jagiellonen 1386–1572* 2012/13 in Kutná Hora, Warschau und Potsdam verwirklichen ließ. Dafür brauchte es einen historischen Glücksfall, die Begegnung zweier gleichgesinnter Menschen, die auch bald Freundschaft und Wohnort verbanden: Es war Robert Suckale, der Jiří Fajt nach Deutschland holte. Seit 2001 war dieser als Projektleiter am GWZO tätig und der unermüdliche Motor auch der anderen großen kunsthistorischen Ausstellungen, die in den folgenden Jahren unter dem Label »GWZO« in Zusammenarbeit mit großen Museen vom Metropolitan Museum in New York bis hin zur Nationalgalerie Prag gezeigt werden konnten.

Robert Suckales Anteil an diesem Teil der Arbeit des GWZO ist nicht zu unterschätzen, auch wenn er sich nach krankheitsbedingter Emeritierung 2004 aus der Welt der Lehre und der Anträge zurückzog, um sich verstärkt seinem publizistischen Schaffen zu widmen. Dabei arbeitete er selbstverständlich nicht ausschließlich zu »ostmitteleuropäischen« Themen. Dafür war er zu sehr Europäer, der das Ganze in seiner ungeheuren Vielfalt sah – und am liebsten alles behandelt hätte, von West nach Ost, von Süd nach Nord und zurück, methodisch in alle Richtungen ausgreifend. Einige wichtige Publikationfelder der späteren Jahre seien genannt, die vielleicht nicht mehr ganz so wahrgenommen wurden wie die früheren – wie man generell das Gefühl hat, dass eine tiefere Wahrnehmung gemeinsamer europäischer Geschichte auch dreißig Jahre nach dem Fall der Mauer und Jahre nach der europäischen Vereinigung durchaus noch ein relativ fernes Ziel darstellt, keinesfalls etwas Erreichtes.

Suckale vertiefte und hinterfragte die Erforschung der österreichisch/habsburgischen Kunst,⁸ bereicherte

die Kenntnis der böhmischen Kunst,⁹ beschäftigte sich eingehend mit der Kunst des alten Oberungarn, insbesondere der heutigen Slowakei.¹⁰ Er war Mitherausgeber der *Studia Jagellonica Lipsiensia*, von denen bis 2020 20 Bände erschienen sind, und war intensiv beteiligt am ersten großen im GWZO konzipierten und produzierten Katalog zu Kaiser Karl IV. und dem Haus Luxemburg.¹¹

Doch ist dies nur ein Ausschnitt aus einem reichen Schaffen, das, daran besteht kein Zweifel, seine

eigentliche Wirkungsgeschichte noch vor sich hat. Die Anregungen, die es einer künftigen Erforschung der Kunst des östlichen Europa vermitteln kann, sind immens, gerade in einem Institut wie dem GWZO, das sich so intensiv der Erforschung und Vermittlung von Kultur und Geschichte »zwischen Ost und West« verschrieben hat.

JIŘÍ FAJT UND MARKUS HÖRSCH

- 1 Studien zu Stilbildung und Stilwandel der Madonnenstatuen der Ile-de-France zwischen 1230 und 1300. Phil. Diss. München 1971 (Rotaprint).
- 2 Publiziert als: Klosterreform und Buchkunst. Die Handschriften des Mettener Abtes Peter I. Petersberg b. Fulda (Imhof) 2012.
- 3 Peter Parler und das Problem der Stillagen. In: [Ausst.-Kat.] Die Parler und der Schöne Stil 1350–1400. Europäische Kunst unter den Luxemburgern. Hg. von Anton LEGNER. Köln 1978, Kolloquiumsband 1980, 175–184. – Die Sternberger Schöne Madonna. In: [Ausst.-Kat.] Köln 1978 [wie zuvor], Resultatband 1980, 117–122.
- 4 KIMPEL, Dieter/Robert SUCKALE: Die gotische Architektur in Frankreich 1130–1270. München (Hirmer) 1985. – 2. überarbeitete Aufl. München 1995.
- 5 Hans Pleydenwurff in Bamberg. In: Festschrift Gerd Zimmermann. Berichte des Historischen Vereins Bamberg 120 (1984), 423–438. – Die Bamberger Domsulptur. Technik, Blockbehandlung, Ansichtigkeit und die Einbeziehung des Betrachters. In: Münchner Jahrbuch der Bildenden Kunst 38 (1987), 27–82.
- 6 Die Erneuerung der Malkunst vor Dürer. 2 Bde. Petersberg b. Fulda (Imhof) 2009.
- 7 Die Hofkunst Kaiser Ludwigs des Bayern. München (Hirmer) 1993.
- 8 Eine unbekannt Madonnenstatuette der Wiener Hofkunst um 1350. In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 49 (1996), 147–159. – Die rudolfinische Schlichtheit. Auf der Suche nach Spuren der ersten Habsburger in der Skulptur Österreichs. In: Das Millennium. Essays zu tausend Jahren Österreich. Hg. v. Gernot HEISS und Konrad P. LIESSMANN. Wien 1996, 73–83. – Überlegungen zur spätgotischen Tafelmalerei in Oberösterreich. In: [Ausst.-Kat.] Gotik Schätze Oberösterreich. Hg. v. Lothar SCHULTES u. a. Linz u. a. 2002, 122–131. – Rezension zu: SIMON, Achim: Österreichische Tafelmalerei der Spätgotik. Der niederländische Einfluß im 15. Jahrhundert. Berlin 2002. In: Zeitschrift für Kunstgeschichte 66 (2003), 584–592.
- 9 Die Passionstafel in Pechüle – ein Retabel der Klosterkirche Zinna? In: Zisterzienser in Brandenburg. Hg. v. Oliver H. SCHMIDT und Dirk SCHUMANN. 2. Aufl. Berlin (Lukas) 1997 (Studien zur Geschichte, Kunst und Kultur der Zisterzienser 1), 128–135. – Die »Löwenmadonna«, ein politischer Bildtyp aus der Frühzeit Kaiser Karls IV. In: Iconographica. Mélanges offerts à Piotr Skubiszewski. Hg. v. Robert FAVREAU und Marie-Hélène DEBIÉS. Poitiers 1999 (Civilisation Médiévale VII), 221–229. – Beiträge zur Kenntnis der böhmischen Retabel aus der Zeit Kaiser Karls IV. In: Entstehung und Frühgeschichte des Flügelaltarschreines. Veröffentlichung der Beiträge des Internationalen Kolloquiums »Entstehung und Frühgeschichte des Flügelaltarschreines«, Berlin, 28.–29. 6.1996. Hg. v. Hartmut KROHM, Klaus KRÜGER und Matthias WENIGER. Berlin–Wiesbaden 2001 (2003), 247–265. – Die Porträts Kaiser Karls IV. als Bedeutungsträger. In: Das Porträt vor der Erfindung des Porträts. Hg. v. Martin BÜCHSEL und Peter SCHMIDT. Mainz 2003, 191–204. – Über die Schwierigkeiten, Peter Parler Skulpturen zuzuschreiben. In: Parlerbauten, Architektur, Skulptur, Denkmalpflege. Internationales Parler-Symposium Schwäbisch Gmünd, 17.–19. 7. 2001. Hg. v. Richard STROBEL. Stuttgart 2004 (Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Arbeitsheft 13), 197–205. – Der »Meister der Madonna von Michle« – das Ende eines Mythos? Mit einem Anhang zur »neuen« Löwenmadonna der Prager Nationalgalerie. In: Umění 54 (2006), H. 1, 3–30 [zusammen mit Jiří FAJT]. – Über die Hinfälligkeit einiger historiographischer Konzepte und Begriffe zur Deutung der Kunst Böhmens. In: Kunst als Herrschaftsinstrument. Böhmen und das Heilige Römische Reich unter den Luxemburgern im europäischen Kontext. Hg. v. Jiří FAJT und Andrea LANGER. Berlin–München 2009, 27–43.
- 10 Počiatky gotickej skulptúry [Die Anfänge der gotischen Skulptur]. In: [Ausst.-Kat.] Gotika. Dejiny slovenského výtvarného umenia [Gotik. Geschichte der slowakischen Bildenden Kunst]. Hg. v. Dušan BURAN. Bratislava, Slowakische Nationalgalerie, 2003. Bratislava 2003, 121–127. – Der Maler Johannes Siebenbürger (um 1440–1483) als Vermittler Nürnberger Kunst nach Ostmitteleuropa. In: Die Länder der Böhmisches Krone und ihre Nachbarn zur Zeit der Jagiellonenkönige (1471–1526). Kunst – Kultur – Geschichte. Hg. v. Evelin WETTER. Ostfildern 2004 (Studia jagellonica lipsiensia 2), 363–384. – The Central European Connections of Matthias Corvinus' Patronage of Late Gothic Art. In: [Ausst.-Kat.] Matthias Corvinus, the King. Tradition and Renewal in the Hungarian Royal Court 1458–1490. Budapest, Historisches Museum der Stadt, 2008. Hg. von Péter FARBAKY u. a. Budapest 2008, 101–111. – Über einige nordalpine Vorbilder der Hofkunst des ungarischen Königs Matthias Corvinus. In: Hofkultur der Jagiellonendynastie und verwandter Fürstenthäuser / The Culture of the Jagellonian and Related Courts. Akten des Kolloquiums in Lublin, 2./3. September 2002. Hg. v. Urszula BORKOWSKA und Markus HÖRSCH. Ostfildern 2010 (Studia Jagellonica Lipsiensia 6), 261–279. – Bemerkungen zur Burgund-Rezeption in der Kunst Mitteleuropas zur Zeit Karls des Kühnen. In: Kunst und Kulturtransfer zur Zeit Karls des Kühnen. Hg. v. Norberto GRAMACCINI und Marc Carel SCHURR. Bern u. a. 2012 (Neue Berner Schriften zur Kunst 13), 153–176.3
- 11 [Ausst.-Kat.] Karl IV., Kaiser von Gottes Gnaden. Kunst und Repräsentation unter den Luxemburgern 1347–1437. Prag, Burg, 15. 2.–21. 5. 2006. Hg. v. Jiří FAJT unter Mitwirkung von Markus HÖRSCH und Andrea LANGER. München–Berlin 2006; tschech. Ausgabe Praha 2006.

bietet einen Überblick über die am Institut geleistete Forschung, Veranstaltungen und Neuerscheinungen und stellt einen ausgewählten Ansatz näher vor.

Ziele

Seit 2017 ist das GWZO nun ein Leibniz-Institut und Teil einer der größten Wissenschaftsorganisationen Deutschlands. Mit der Aufnahme verbunden war auch die Namensänderung in Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO). Das besondere Anliegen unseres Instituts war und ist es, die Verbindungen in die östlichen Nachbarländer zu erhalten, zu erweitern und zu erneuern.

Mit der Namensänderung und der damit markierten geographischen Ausweitung der wissenschaftlichen Zuständigkeit ist nach wie vor das für das Institut seit seiner Gründung angewandte und entwickelte Konzept einer durch besondere Strukturen gekennzeichneten Geschichtsregion Ostmitteleuropa grundlegend und bildet den Ausgangspunkt. Von hier aus werden zusätzlich Blicke nach Norden und Osten geworfen – nach Belarus, zu den baltischen Ostseerainern und weiter gen Nordosten bis nach Russland, auch in die Ukraine und zum Kaukasus. Die breite thematische Ausrichtung des Instituts hat die Interaktion und Kooperation mehrerer Fächer zur notwendigen Konsequenz. Bis heute ist das Forschungsprogramm den Prinzipien von Komparatistik, Interdisziplinarität und Transnationalität verpflichtet.

Der Forschungsauftrag des Instituts, Tiefenwissen zur Geschichte und Kultur des östlichen Europa und insbesondere Ostmitteleuropas zu generieren, umfasst ein chronologisches Spektrum an Themen vom Frühmittelalter bis zur Gegenwart. Phänomene wie multiethnische Siedlungsprozesse, ausgeprägte Ständeverfassungen, pluralistische Konfessionalisierung, Ruralität und späte Industrialisierung, nationale und

staatliche Emanzipationsprozesse bis an die Schwelle der Gegenwart sowie von außen herangetragene und intern rezipierte Rückständigkeitsdiskurse prägen die Strukturen des östlichen Europa auf lange Dauer. Für die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts sind überdies die 1918 entstandene »Kleinstaatenvelt« in Ostmitteleuropa sowie die nationalsozialistische und sowjetische Überformung samt den Genoziden Holocaust und Porrajmos zu nennen. Für die zweite Hälfte spielen das Exil, intellektuelle Dissidenz, zivilgesellschaftliche Gegenstrukturen sowie das Epochenjahr 1989 eine Rolle.

In den letzten Jahren wurde die Arbeit des Instituts mehrfach, darunter auch durch den Wissenschaftsrat, positiv evaluiert und die herausragenden Forschungs-, Publikations- und Ausstellungsleistungen am GWZO unterstrichen. Die Anfang 2013 vom Wissenschaftsrat veröffentlichten Empfehlungen zur Weiterentwicklung der außeruniversitären historischen Forschung zu Osteuropa attestieren dem Institut die anhaltende Relevanz seines Forschungsgegenstands. Im Rahmen der Gesamtentwicklung der Europäischen Union ist das Interesse an politischen Entwicklungen im östlichen Europa und an deren historisch-kulturellen Hintergründen – bedingt durch den Beitritt der östlichen Anrainerstaaten 2004 und 2011 zur Europäischen Union – bis heute noch gewachsen, wozu die diversen Jahrestage und damit Erinnerungen an die Weltkriege, den »Prager Frühling« 1968 und das »Wendejahr« 1989 sowie die Ereignisse in der Ukraine und aktuell insbesondere die politischen Entwicklungen in Polen, in Ungarn und in Belarus Anlass geben.

Ansätze

Wie aus wissenschaftlichen Sammlungen namhafter verstorbener Wissenschaftler virtuelle Archive entstehen

Neben der umfangreichen Fachliteratur in unserer Bibliothek stehen den Wissenschaftler*innen auch diverse Nachlässe für ihre Forschungen zur Verfügung. Allerdings sind diese bisher nicht erschlossen und somit kaum ohne größeren Aufwand verwendbar. Oft ist nur bekannt, wie viele Regalmeter gesammelte Forschungsliteratur, wie viele Kästen mit Karteikarten, wie viele Kisten mit gesammelten Filmen oder wie viele Archivkästen mit Dias im Magazin überhaupt lagern. Wer jedoch neue Erkenntnisse aus diesen wissenschaftlichen Sammlungen ziehen möchte, benötigt eine detailliertere Übersicht über die dort enthaltenen Quellen oder bestenfalls sogar Digitalisate der Quellen. Im Projekt *Virtuelle Archive »Sachsen und das östliche Europa« – Erschließung arkaner Quellen für die Osteuropaforschung* soll ein Teil der am GWZO vorhandenen Nachlässe erschlossen und für die Forschung zugänglich gemacht werden. Das vom Sächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst geförderte Projekt ist Teil des Verbundprojektes *Virtuelle Archive für die geisteswissenschaftliche Forschung*¹, welches sich von 2017–2019/20 mit der Aufbereitung und Verfügbarmachung diverser Quellen für die wissenschaftliche Community sowie die interessierte Öffentlichkeit beschäftigt.

Dias in Zeiten von Digitalfotografie

Eine für Forschungen nicht zuletzt in der Abteilung »Mensch und Umwelt« interessante Dia-Sammlung gehört zum Nachlass des Prähistorikers und Archäologen Joachim Herrmann (1932–2010). Als Wissenschaftler galt sein Hauptinteresse der Geschichte und Kultur der Slawen. Seine Dia-Sammlung umfasst circa 5.400 Fotos, die er in den 1960er bis 1990er Jahren

auf seinen weltweiten Reisen aufgenommen hat. Darunter sind nicht nur Aufnahmen von Ausgrabungsstätten auf dem ehemaligen Gebiet der DDR, wie beispielsweise Ralswiek (Rügen), sondern unter anderem auch Aufnahmen antiker Stätten in Syrien und Jordanien oder Monumente und Denkmäler in Griechenland und Österreich. Im ersten Schritt wurde eine Übersicht zu allen Dias erstellt. Dabei wurden alle Dias aus insgesamt 37 Einzel- beziehungsweise Doppelreihenkästen, die Joachim Herrmann zu unterschiedlichen Themen zusammengestellt hatte, betrachtet und mit der vorhandenen Rahmenbeschriftung und ergänzenden Anmerkungen zum Bildinhalt in eine Tabelle eingetragen. In einem zweiten Schritt werden die Dias gescannt beziehungsweise digitalisiert, was mehrere Vorteile hat. Zum einen dient die Digitalisierung der Bestandssicherung, zum anderen ermöglicht sie die spätere Anwendung vielfältiger digitaler Methoden. Nach der Digitalisierung werden die Dias in einem dritten Schritt noch mit Metadaten versehen, die der genaueren Beschreibung der Bilder dienen. Zu jedem Bild werden Daten wie Autor, Bildinhalt, Ort, Rahmenbeschriftung oder abgebildete Sehenswürdigkeit als zusätzliche maschinenlesbare Daten abgespeichert. Eine Webpräsentation, je nach rechtlichen Einschränkungen eventuell nur am GWZO abrufbar, erfolgt in einem vierten Schritt. Dies ermöglicht die Betrachtung der Diasammlung sowie deren Auswertung und weitere Bearbeitung.

Filme aus dem östlichen Europa

Aus dem Nachlass von Hans-Joachim Schlegel (1942–2016) hat das GWZO dessen Filmsammlung mit Filmen aus dem östlichen Europa erworben. Diese enthält über 140 Datenträger mit Dokumentarfilmen und über 300 Datenträger mit Spiel-, Kurz- und Animationsfilmen. Ein Teil der Sammlung besteht aus Original DVDs, ein weiterer Teil aus zum Teil unveröffentlichten Beitragseinreichungen zu Filmfestivals im östlichen Europa, die Hans-Joachim Schlegel als Kurator bei diversen Filmfestivals erhalten hat.

Für Filmwissenschaftler*innen, die sich mit Filmen aus dem östlichen Europa beschäftigen, ist das ein spannender Bestand. Um einen Überblick über die enthaltenen Filme zu bekommen, wurden diese nach Dokumentarfilm und Spielfilm sortiert und mit Daten wie Titel, Titelübersetzung, Sprache, Erscheinungsjahr, Regie, Kamera, Ton oder Inhaltsbeschreibung in eine Tabelle aufgenommen. Da der Nachweis des, soweit rechtlich unbedenklichen, Filmbestands in der Sammlung später über den Bibliothekskatalog des GWZO erfolgen soll, wird bereits bei der Erschließung der Filmressourcen das bibliothekarische Regelwerk RDA (Resource Description and Access) angewendet. Diese Regeln geben vor, welche Informationen der Ressource wie in den Katalog aufgenommen werden. Dabei werden beispielsweise bevorzugt die Informationen vom Label/Etikett des Datenträgers verwendet. Ist kein Etikett vorhanden oder nicht als Informationsquelle geeignet, werden die Informationen vom Behältnis extrahiert. Bei einigen Datenträgern, die lediglich mit Titel und Regie handschriftlich beschriftet sind, wird zusätzlich für weitere Informationen auf den Vor- und Nachspann zurückgegriffen. Zur Vernetzung innerhalb des Verbundprojektes sowie mit weiteren Webressourcen wurden für die Filmbeteiligten die Daten aus der GND (Gemeinsame Normdatei) herausgesucht. Über das Online Tool OpenRefine² wurde unter Nutzung des lobid-gnd³-Dienstes ein Abgleich der Personen aus den Dokumentarfilmen mit der GND durchgeführt. Dabei konnte circa 180 von 730 Filmbeteiligten jeweils ein bereits existierender GND-Datensatz zugeordnet werden. Der GND-Datensatz einer Person enthält einen eindeutigen Identifier, die GND-Nummer sowie weitere Daten wie Name, Lebensdaten, Beruf, geographische Bezüge, andere Namensvarianten oder Autorschaften.

Forschungsperspektiven

Um die Vernetzung der Verbundprojekte zu befördern, werden die GND-Nummern zusätzlich in eine BEACON-Datei geschrieben, die angibt, zu welchen Normdaten Inhalte auf einer Webseite zu finden sind. Mit Hilfe dieser Datei können online präsentierte Daten zu einer GND-Nummer mit weiteren Daten zu dieser GND verlinkt werden. Dadurch erhöht sich die Sichtbarkeit der eigenen Daten und es wird für die Forschung leichter, weitere Informationen zu einer bestimmten Person mit dieser GND-Nummer zu finden. Im neuen Portal *Saxorum – Sächsische Landeskunde Digital* kann für das Verbundprojekt bereits für die Personen eine Suche durchgeführt werden.⁴ Die gefundenen Personen werden zur Datenquelle bei der Deutschen Nationalbibliothek (DNB) verlinkt, zur Sächsischen Biographie oder auch zu weiteren Seiten der Verbundpartner. Auch eine Netzwerkanalyse zu den Personen und ihren Verbindungen wäre in einem weiteren Schritt denkbar und würde für die Filme die Beziehungen der Filmschaffenden untereinander oder beispielsweise zu Produktionsfirmen aufzeigen. Eine weitere interessante Möglichkeit der Datenanreicherung stellt das Geotagging dar. Auf einer Karte könnten die Produktionsorte der Filme beziehungsweise die Orte des Geschehens referenziert werden. Dieses Vorgehen böte sich auch bei den Dias an, die anhand des Bildinhalts auf einer Karte verortet werden könnten. Dies erhöht die Übersichtlichkeit und ermöglicht andere Sichtweisen auf die Daten.

KRISTINA KUNZE

1 <https://www.saw-leipzig.de/de/projekte/virtuelle-archive>

2 <http://openrefine.org/>

3 <https://lobid.org/gnd>

4 <https://saxorum.de/themen/virtuelle-archive-fuer-die-geisteswissenschaftliche-forschung/ergebnisse/>

Förderung

Mit Beginn des Jahres 2017 wurde das GWZO als Leibniz-Institut in die gemeinsame Förderung durch Bund und Länder aufgenommen, mit der die Arbeit in den zu Jahresbeginn neu eingerichteten drei Forschungsabteilungen und einer vierten Abteilung für Wissenstransfer und Vernetzung ermöglicht wurde. Bis dahin hatte, nach einer zwölfjährigen Förderphase durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), seit 2008 das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) die Projektfinanzierung der am Zentrum betriebenen Forschungen getragen. Mit Hilfe der institutionellen Förderung, die sich der seit

1996 die Grundfinanzierung tragende Freistaat Sachsen mit dem Bund teilt und mit einer zusätzlichen großzügigen BMBF-Förderung für das Teilvorhaben »Visualisierung und architektonische Gestaltung sozialer Umwelt« konnte im Jahr 2019 nicht nur das seit 2014 eingerichtete Forschungsprogramm, sondern auch die Erstellung wissenschaftsbasierter Synthesen (Editionen, Handbücher, Ausstellungen) vorangetrieben werden. Darüber hinaus wurden weitere Drittmittelprojekte und zahlreiche Veranstaltungen durch anderweitige Förderinstitutionen finanziert. Wir sind allen unseren Förderern zu Dank verpflichtet.



Im Jahr 2019 ...

... arbeiteten am GWZO 47 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, darunter 10 Doktorandinnen und Doktoranden. Am Gastwissenschaftlerprogramm nahmen 15 Forscherinnen und Forscher aus aller Welt teil. Hinzu kamen 11 Stipendiatinnen, gefördert durch den LeibnizWissenschaftscampus Eastern Europe –

Global Area (EEGA), den DAAD, den KAAD und die Alexander von Humboldt-Stiftung (Philipp-Schwartz-Initiative).

Mehr zu den Forschungen 2019 ist im GWZO-Jahresbericht nachzulesen, der auf www.leibniz-gwzo.de heruntergeladen oder unter oeffentlichkeit@leibniz-gwzo.de bestellt werden kann.

Arbeitsprogramm und Themen 2019

Die Aufnahme in die Leibniz-Gemeinschaft bedeutete auch eine organisatorische Umstrukturierung für das Institut. Seit Januar 2017 gliedert sich das GWZO nun in die vier Abteilungen »Mensch und Umwelt«, »Kultur und Imagination«, »Verflechtung und Globalisierung« sowie »Wissenstransfer und Vernetzung« (einschließlich Spezialbibliothek) und in eine Verwaltungsabteilung. Im Jahr 2019 hat zudem die GWZO-Nachwuchsgruppe die Forschungsarbeit aufgenommen.

Abt. »Mensch und Umwelt«

Themenfelder Forschungsprogramm 2014–2019: Archäologie des frühen Christentums im mittleren und unteren Donaauraum • **Drittmittelprojekt Freigeist-Fellowship VW-Stiftung:** »The Dantean Anomaly (1309–1321)«. Teilprojekte: Oberitalien • Mitteleuropa • Ostfrankreich • **Drittmittelprojekt DFG:** »Die osmanischen Tributärstaaten« (Schwerpunktprogramm 1981 »Transottomanica«)

Abt. »Kultur und Imagination«

Themenfelder Forschungsprogramm 2014–2019: Konkurrenten und Höflinge • Bellum et artes • Körper der Romantik • Ikonen im Wandel • Denkmalschutz im Baltikum • **Drittmittelprojekt BMBF:** »Visualisierung und architektonische Gestaltung sozialer Umwelt«. Teilprojekte: Kleinfunde als Zeichen byzantinischen Einflusses • Die »großen Familien« in den Königreichen Böhmen und Ungarn • Repräsentationen des magnatischen Adels • Armenier in Wirtschaft und Kultur Ostmitteleuropas • Künstlerkolonien im östlichen Europa • Arbeit an der Praxis als utopische Praxis • Sozialistische Leinwandutopien • Fragile Körper – fragile Räume • Niederschlesische Burgwallarchäologie • Migration und Identitätspolitik in ländlichen Regionen der Karpaten • Ruins of Utopia Revived • **Drittmittelprojekt DFG** »**Museale Architekturdörfer 1880–1930**«: Teilprojekt: Die Millenniumsausstellung in Budapest

Abt. »Verflechtung und Globalisierung«

Themenfelder Forschungsprogramm 2014–2019: Kunst – Künstler – Politik • Transnationale Migration • Technologieentwicklung und Verkehrsinfrastrukturpolitik • Ostmitteleuropäische Staaten im System der Internationalen Organisationen • Institutionalisierung des Völkerrechts • Lokale Zivilgesellschaft und das Völker(straf)recht • The Fourth Geneva Convention for Civilians • The Everyday of Memory: Remembering Communism • **Drittmittelprojekt DFG:** »Ethnische Gruppenbildung in der Vormoderne« • **Drittmittelprojekt DFG:** »Verfall der osmanischen Provinzverwaltung« • **Drittmittelprojekt BMBF:** »Technologietransfers zwischen dem sozialistischen östlichen Europa und der VR China«

Abt. »Wissenstransfer und Vernetzung«

Tätigkeitsfelder »Wissen zeigen«: Handbuch zur Geschichte der Kunst in Ostmitteleuropa • Ausstellungsprojekte • **Tätigkeitsfelder »Wissen digital«:** Forschungsdatenmanagement • **Drittmittelverbundprojekt SAW Leibniz-Gemeinschaft:** »Forschungsinfrastruktur Kunstdenkmäler in Ostmitteleuropa« • **Drittmittelverbundprojekt SMWK** »**Virtuelle Archive für die geisteswissenschaftliche Forschung in Sachsen**«: Teilprojekt: Erschließung arkaner Quellen für die Osteuropaforschung • **Tätigkeitsfeld »Wissen finden«:** GWZO-Bibliothek • **Tätigkeitsfelder »Wissen kommunizieren«:** Öffentlichkeitsarbeit • Medienarbeit • Veranstaltungsmanagement • Gästemanagement

GWZO-Nachwuchsgruppe »Ostmitteleuropa im Vergleich«

Ländliche Kultur als Ware: Soziale Teilhabe, Mobilität und Identitätspolitik in Ostmitteleuropa • Nationalistischer Populismus in Ostmitteleuropa • Johann von Luxemburg (1296–1346) und die Böhmisches Bürgergeschlechter

Veranstaltungen

Auch 2019 veranstaltete das GWZO zahlreiche Tagungen und Workshops, organisierte Ringvorlesungen und Vortragsreihen, initiierte Gastvorträge seiner Gastwissenschaftlerinnen und Gastwissenschaftler sowie Stipendiatinnen und Stipendiaten, aber auch öffentliche Lesungen, Ausstellungen und Podiumsgespräche. Dafür kooperierte das Institut mit Partnern in Leipzig, in Deutschland, in der Untersuchungsregion sowie im übrigen europäischen und außereuropäischen Ausland. Eine vollständige Liste der Kooperationspartner des GWZO sowie weitere Informationen zu unseren Veranstaltungen finden sich auf unserer Homepage www.leibniz-gwzo.de.

Wintersemester 2018/19 | Mittwochsvorträge in Specks Hof

Aus aktuellen Forschungen von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des GWZO und seinen Gästen
GWZO Leipzig

12. März 2019 | Workshop

Open Access-Infotag. »Making the Choice«: Audiences, Varieties, Chances and Current Developments in Open Access Publications
GWZO Leipzig

Sommersemester 2019 | GWZO-Ringvorlesung

Neues Gestalten, neues Bauen, neues Leben – vor, nach und jenseits von Bauhaus
GWZO Leipzig

11.–12. April 2019 | Workshop

Managing the Land: Agricultural and Rural Actors in Twentieth Century Europe
Florenz, Italien

15.–17. Mai 2019 | 4. Internationaler NAHM-Workshop

Verwerten – Verarbeiten – Verformen. Recycling von Bunt- und Edelmetall von der Bronzezeit bis zum Mittelalter
GWZO Leipzig, Halle/Saale

23.–24. Mai 2019 | Workshop

Space-Mediascapes/Translating-Materiality: Rural Societies in the Making
Wien, Österreich

23.–25. Mai 2019 | Internationale Tagung

20 Years of NATO Intervention in Yugoslavia: Local, Regional and Global Aspects of Military Interventions
GWZO Leipzig

3.–4. Juni 2019 | Internationale Tagung

Beyond Post-Truth: Media Landscapes in the »Age of Insecurity«
St. Petersburg, Russland

6.–8. Juni 2019 | Internationale Tagung

Das mittelalterliche Erfurt – Metropole zwischen Ost und West. Teil II: Stadtentwicklung, städtisches Leben, Geistesgeschichte
Erfurt

12.–15. Juni 2019 | Internationale Konferenz

Revolutions and Transformations in a Global Perspective, 1989–2019
Leipzig

13.–14. Juni 2019 | Workshop

Water and Water Use in Terms of Social and Climatic Change – Where is Research Going on?
GWZO Leipzig

20.–21. Juni 2019 | Abschlussagung des Verbundprojekts »Virtuelle Archive für die geisteswissenschaftliche Forschung«

Vielfalt vernetzen – Wissen teilen
Dresden

27.–29. Juni 2019 | Internationale Tagung

The Radical Sixties: Aesthetics, Politics and Histories of Solidarity; Panel: Solidarity and Socialist Internationalism: Artistic and Political Alliances between the Second and Third Worlds
Brighton, Großbritannien

4. Juli 2019 | 26th International Medieval Congress Leeds

Panel: Materialities of the Border: The Emergence of East Central Europe
Leeds, Großbritannien

4.–5. Juli 2019 | Workshop

Second Author Workshop. International Law and History: Eastern Europe in a Global Perspective. A Handbook
GWZO Leipzig

● Leeds

● Paris

Mitropa 2020

St. Petersburg

Danzig

Leipzig

Halle

Erfurt

Regensburg

Dresden

Prag

Wien

Florenz

5.–9. September 2019 | Workshop
Third Author Workshop. International Law and History: Eastern Europe in a Global Perspective. A Handbook
GWZO Leipzig

10.–13. September 2019 | 4. Internationale Konferenz der European Rural History Organisation (EURHO)
Doppelpanel: Rural Epistemologies in Dialogue: The Production of Knowledge in Peripheral Regions in the 19th–20th Centuries (Part 1+2)
Paris, Frankreich

13.–14. September 2019 | Internationaler Workshop
Reconstruction and Visualization of the Roman Heritage between Rhine and Danube
Keszthely, Ungarn

16.–17. September 2019 | Workshop
Connected Art Histories
Prag, Tschechien

18.–21. September 2019 | 5. Forum Kunst des Mittelalters
Ponti – Peaks – Passages
Bern, Schweiz

27.–28. September 2019 | Network Meeting
Questions and Challenges of a Transottoman Perspective for Early Modern Studies
GWZO Leipzig

Wintersemester 2019/20 | Mittwochsvorträge in Specks Hof
Aus aktuellen Forschungen von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des GWZO und seinen Gästen
GWZO Leipzig

3.–5. Oktober 2019 | Konferenz
Bellum et artes. War – Art – Diplomacy in Central and Eastern Europe 1600–1660
Danzig, Polen

5.–7. Oktober 2019 | Tagung
Das Fürstentum Siebenbürgen im 16./17. Jahrhundert im transottomanischen Zusammenhang
Landau

7.–8. Oktober 2019 | CRIAS 2nd Workshop
Integrating Documentary Evidence into Climate Reconstruction and Impact Studies
GWZO Leipzig

10.–12. Oktober 2019 | Internationale Konferenz
Co-production of Knowledge on Social Cohesion – Topics, Issues and Approaches
Leipzig

11. Oktober 2019 | Workshop
Zukunft Osteuropa II
Leipzig

11.–12. Oktober 2019 | Workshop
Managing the Land: Agricultural and Rural Actors in Twentieth Century Europe
GWZO Leipzig

16.–18. Oktober 2019 | Workshop
»Gebirge – Literatur – Kultur«. Wem gehören die Berge? Prozesse der Bezwingung, Kultivierung und Aneignung des Gebirges
Polanica Zdrój, Polen

17. Oktober 2019 | Tagung
Migration als Faktor gesellschaftlichen Wandels im östlichen/südöstlichen Europa im 20. und 21. Jahrhundert
Regensburg

7.–8. November 2019 | Workshop
Bellum et artes. Krieg – Kunst – Diplomatie in Ostmittel- und Mitteleuropa 1600–1660
Prag, Tschechien

14.–16. November 2019 | Workshop
Comparative and Transnational Perspectives on Women’s Cinema in the GDR and Poland 1945–1989
GWZO Leipzig

23.–26. November 2019 | 51st Annual ASEES Convention
Roundtable: A Belief in Nation-States? The 1919 Peacemaking for East Central Europe at 100; Panel: Transottomanica: Practices of »Trans-cultural« Diplomacy in the Early Modern Period
San Francisco, USA

Publikationen

Im Folgenden ist eine Auswahl der 2019 erschienenen Eigenständigen Schriften von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des GWZO aufgelistet, vor allem Kataloge, Monographien und Sammelbände. Ein vollständiges und aktuelles Verzeichnis auch der kleineren Schriften findet sich auf unserer Homepage www.leibniz-gwzo.de.



Building a Common Past: World Heritage in Russia under Transformation, 1965–2000. Von Corinne Geering. Göttingen 2019. 454 S.



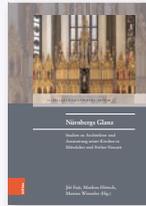
»Das neue Ghetto«? Raum, Wissen und jüdische Identität im langen 19. Jahrhundert. Von Jürgen Heyde. Göttingen 2019. 248 S.



Nürnberg als Kunstzentrum des Heiligen Römischen Reiches. Höfische und städtische Malerei in der Zeit Karls IV. 1346–1378. Von Jiří Fajt. Berlin 2019. 716 S.



Usus aquarum. Interdisziplinäre Studien zur Nutzung und Bedeutung von Gewässern im Mittelalter. Hg. v. Christoph Mielzerek und Christian Zschieschang. Köln–Weimar–Wien 2019. 381 S. (auch Open Access)



Nürnbergers Glanz. Studien zu Architektur und Ausstattung seiner Kirchen in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hg. v. Jiří Fajt, Markus Hörsch und Marius Winzeler. Köln–Weimar–Wien 2019. 542 S. (auch Open Access)



Der Reisebericht des Minas Bžškeanc über die Armenier im östlichen Europa (1830). Hg. v. Bálint Kovács und Grigor Grigoryan. Köln–Weimar–Wien 2019. 485 S.



Bewegte Geschichtsbilder. Filmische Modellierung von Historizität in Russland, der Ukraine und Polen. Oskar-Halecki-Vorlesung 2018. Von Ulrich Schmid. Hg. v. Christine Gözl. Köln–Weimar–Wien 2019. 60 S. (auch Open Access)



A Reader in East-Central-European Modernism 1918–1956. Hg. v. Beáta Hock, Klara Kemp-Welch und Jonathan Owen. London 2019. 270 S. (Open Access).



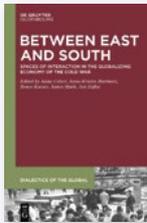
Klassiker des ungarischen Films. Hg. v. Daniel Bühler, Dominik Hilfenhaus und Stephan Krause. Marburg 2019. 240 S.



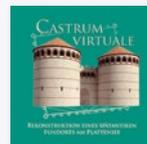
Az emlékezet száz éve – Így látja az utókor az örmény népirtást [Hundert Jahre der Erinnerung. So sieht die Nachwelt den Genozid an den Armeniern]. Hg. v. Máté Botos und Bálint Kovács. Budapest 2019. 270 S.



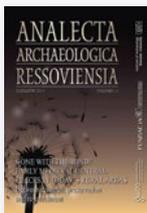
Sächsische Leute und Länder. Benennung und Lokalisierung von Gruppenidentitäten im ersten Jahrtausend. Hg. v. Melanie Augstein und Matthias Hardt. Wendeburg 2019. 270 S.



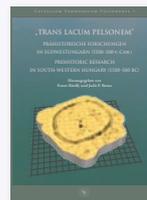
Between East and South. Spaces of Interaction in the Globalizing Economy of the Cold War. Hg. v. Anna Calori, Anne-Kristin Hartmetz, Bence Kocsev, James Mark und Jan Zofka. Berlin–Boston 2019. 243 S.



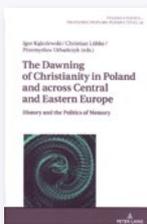
Castrum Virtuale. Zur Rekonstruktion eines spätantiken Fundorts am Plattensee. Eine Ausstellung in Gedenken an Prof. Dr. Géza Alföldy im Universitätsmuseum Heidelberg vom 26. April bis 30. Juni 2019. Hg. v. Orsolya Heinrich-Tamáska und Roland Prien. Heidelberg 2019. 60 S.



Gone with the Wind? Early Medieval Central Places in Today's Rural Areas. Between Research, Preservation and Re-enactment. Hg. v. Iwona Florkiewicz und Marcin Wołoszyn. Rzeszów 2019. 486 S.



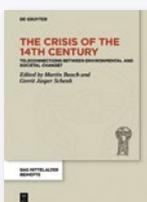
Trans Lacum Pelsonem. Prähistorische Forschungen in Südwestungarn (5500–500 v. Chr.) / Prehistoric Research in South-Western Hungary (5500–500 BC). Hg. v. Eszter Bánffy und Judit P. Barna. Budapest–Keszthely–Leipzig–Frankfurt/Main–Rahden/Westf. 2019. 430 S.



The Dawning of Christianity in Poland and across Central and Eastern Europe. History and the Politics of Memory. Hg. v. Igor Kąkolewski, Przemyslaw Urbánczyk und Christian Lübke. Berlin–Warszawa 2020 [erschienen 2019]. 312 S.



Orte und Landschaften der Mobilität (= Siedlungsforschung: Archäologie – Geschichte – Geographie 36). Themenheft hg. v. Orsolya Heinrich-Tamáska, Matthias Hardt, Máté Tamáska und Winfried Schenk. Bonn 2019. 446 S.



The Crisis of the 14th Century. Teleconnections between Environmental and Societal Change? Hg. v. Martin Bauch und Gerrit Jasper Schenk. Berlin–Boston 2019. 299 S.

Abbildungsnachweise

- S. 2/3** Fotos: Betram Bölkow, © GWZO.
- S. 4** © Archive of the Museum of the History of Uralmash Plant, Yekaterinburg. Mit freundlicher Genehmigung.
- S. 5** (1) In: Architektura SSSR 9 (1936), 35; (2) links Foto: Dmitrij Krasnokutskij. Mit freundlicher Genehmigung; (3) rechts Foto: Mikhail Ilchenko.
- S. 6/7** oben Fotos: Mikhail Ilchenko.
- S. 7** unten Foto: Al'bert Gabsatarov, Denis Bychovskij. Mit freundlicher Genehmigung.
- S. 8** nach Rybakov, B. A.: Anti i Kievskaja Rus' [Die Anten und die Kiever Rus]. Vestnik drevnej istorii 1 (1939), 319–337, hier 331.
- S. 9** Fotos: Dmytro Mostovyi, Poltawa, 2020.
- S. 10** Foto: Ivan Čistjakov, 1914, © Institut für die Geschichte der Materiellen Kultur der Russischen Akademie der Wissenschaften.
- S. 11** oben Aquarell: Mstislav Farmakovski, 1914, © Institut für die Geschichte der Materiellen Kultur der Russischen Akademie der Wissenschaften.
- S. 11** unten/12 © Staatliche Eremitage St. Petersburg
- S. 14** Brukenthal Museum, Sibiu, Romania. CC BY-SA 4.0.
- S. 15** Muzeum Narodowe w Warszawie, gemeinfrei.
- S. 16** (1) links Inv.Nr. BSV.WA0316 (ehem. ResMü.WC3). Foto: Luca Pes, © Bayerische Schlösserverwaltung; (2) rechts Zamek Królewski na Wawelu, Kraków. Foto: Łukasz Schuster. Mit freundlicher Genehmigung.
- S. 17** Bayerisches Nationalmuseum, gemeinfrei.
- S. 18–23** Privatarchiv Christine Gölz.
- S. 24** Privatarchiv Uwe Müller.
- S. 26** © Sputnik.
- S. 27** nach Brezinski, Horst: Der internationale Verkehrsverbund im RGW. In: Infrastrukturprobleme in europäischen RGW-Staaten. Marburg 1989, 120.
- S. 28** Foto/©: Uwe Müller.
- S. 30** (1) links Filmstill, wikimedia commons; (2) rechts Foto: Jan Mehlich, 2006, CC.
- S. 34–38** Fotos: Stanisław Jakubowski, © Muzeum Śląskie Katowice.
- S. 40/41** Fotos: Stephan Krause.
- S. 43/44** Fotos: B. Bölkow, © GWZO.
- S. 47–50** Fotos: Diana Lucia Feitsch, © GWZO.
- S. 53** Foto: © Markus Hörsch.
- Umschlag** historische Aufnahme, Foto: Ivan Čistjakov, 1914, © Institut für die Geschichte der Materiellen Kultur der Russischen Akademie der Wissenschaften.

Um die Einholung der Bildrechte haben wir uns jeweils bemüht. Sollten wir dennoch eventuelle Rechteinhaber unberücksichtigt gelassen haben, so bitten wir diese, sich mit dem GWZO in Verbindung zu setzen.

Impressum

| | |
|----------------|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Mitropa | Jahresheft des Leibniz-Instituts für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO) |
| Herausgeber | Christian Lübke / Stefan Troebst / Christine Gölz |
| Redaktion | Christine Gölz / Anja Rasche / Ewa Tomicka-Krumrey |
| Korrektorat | Bärbel Engesser |
| Gestaltung | Plural Design Severin Wucher |
| Papier | Munken Pure |
| Herstellung | hausstätter |
| Druck | vierC |
| Bezug | GWZO Leipzig Specks Hof, Reichsstraße 4–6 D-04109 Leipzig Telefon +49 (0)341 9735 560 Fax +49 (0)341 9735 569 info@leibniz-gwzo.de www.leibniz-gwzo.de |
| E-Mail | mitropa@leibniz-gwzo.de |
| ISSN | 2191-1401 |



Diese Maßnahme wird mitfinanziert durch Steuermittel auf der Grundlage des vom Sächsischen Landtag beschlossenen Haushaltes.

Redaktioneller Hinweis

Das GWZO tritt für die Gleichstellung von Frauen und Männern ein – eine geschlechtergerechte Sprache ist dafür ein wichtiger Baustein. Wir haben uns daher entschieden, alle Texte in der *Mitropa* geschlechterfair zu formulieren.

